

Lisa Schönberg

„Erzählungen des Lebens“

—

Das Individuum im kulturellen Diskurs

Inhaltsverzeichnis

0. Einleitung..... 1

Teil I:

1. Das Individuum im kulturellen Diskurs..... 7

1. 1. Die Grundideen des Konstruktivismus..... 10

1. 2. Konsequenzen für die Position der Wissenschaft im
Konstruktivismus..... 13

2. Zur Theorie der Selbstorganisation autopoietischer Systeme..... 16

2. 1. Die Organisation von Lebewesen..... 19

2. 2. Verhaltensweisen..... 22

2. 3. Soziale Phänomene..... 26

3. Das Reich der Sprache..... 29

3. 1. Der Bereich des „Geistigen“ und des „Selbst“ aus
konstruktivistischer Sicht..... 29

3. 2. Narrative Psychologie..... 31

3. 3. „Erzählungen des Lebens“..... 33

Teil II:

4. Konstruktivismus und Psychotherapie..... 36

4. 1. Konstruktivistische Betrachtungsweisen von Psychotherapie..... 36

4. 2. Die „problematische Erzählung“ des Klienten..... 39

4. 3. Der therapeutische Prozess als Prozess sprachlichen Wandels..... 40

4. 4. Zwei Beispiele..... 43

5.	Konstruktivismus und Psychoanalyse.....	48
5. 1.	Konstruktivistische Betrachtungsweisen der Psychoanalyse.....	51
5. 2.	Alfred Adler – konstruktivistische Ansätze innerhalb der Psychoanalyse.....	54
5. 2. 1.	Der Begriff der „schöpferischen Kraft“	55
5. 2. 2.	Adlers „fiktionalistische Psychoanalyse“	58
5. 2. 2. 1.	Die Fiktion des Minderwertigkeitsgefühls und die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls.....	60
5. 2. 2. 2.	Die „Gegenfiktion“	62
6.	Das Unbewusste.....	65
6. 1.	Die Konzeption des Unbewussten innerhalb einer „Topographie des Psychischen“	67
6. 2.	Die besonderen Eigenschaften und Funktionsweisen des Unbewussten.....	72
6. 3.	Die „Wiederbelebung“ des bereits Gesagten.....	73
7.	Das nicht-essentialistische Unbewusste.....	77
7. 1.	Lacan – zum Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion.....	77
7. 2.	Die Funktion des Sprechens im psychoanalytischen Gespräch.....	80
7. 3.	Das „Jenseits“ des Sprechens.....	82
7. 3. 1.	Die (Re-)Konstruktion der Geschichte des Analysanden durch die Konstruktion einer neuen Geschichte.....	88
8.	Schlusswort.....	89
	Literaturverzeichnis.....	93

0. Einleitung

„Das Jetzt und das Hier [...] ist der Anfang jeden Anfangs. Der Moment, in dem ich tue, ist immer neu, er war nie vorher da. Nichts war vorher, denn was war, ist so, wie ich glaube, daß es vorher war. Das heißt, ich erzähle, wie es war“ (v. Foerster, 1997, S. 29)

Das vorstehende Zitat v. Foersterns spiegelt den Kerngedanken wieder, mit dem ich mich in der vorliegenden Arbeit auseinandersetze: die Grundannahme des Konstruktivismus, dass wir unser Selbst und die Welt *durch subjektive Konstruktionen und Erzählungen erschaffen*. „Konstruktivismus“ bezeichnet einen interdisziplinären Ansatz, der sich innerhalb der als „postmodern“ bezeichneten Theorien und Bewegungen entwickelt hat (siehe dazu ausführlich Kapitel 1.). Aus konstruktivistischer Sicht ist unsere menschliche Art zu sein nicht zu trennen von der Art, wie uns die Welt erscheint bzw. wie wir sie in kreativer Weise konstruieren. Wir entdecken die Welt nicht, sondern erfinden sie. Durch Austausch- und Aushandlungsprozesse innerhalb einer „sozialen Welt“ versuchen wir die Wirklichkeit des Erlebten intersubjektiv kommunizierbar zu machen. Eine Kernthese des Konstruktivismus ist die Vorstellung, dass wir Menschen „Sinn“ und „Bedeutung“ innerhalb dieser (sprachlichen) Prozesse konstruieren. Wir verleihen unserem Leben Sinn und Bedeutung im Moment des Sprechens, indem wir unsere Wahrnehmungen, Erfahrungen und Erlebnisse in Form von Erzählungen wiedergeben. Und auch unsere Vorstellungen die wir uns von Anderen und uns selbst machen, gehen aus sprachlichen Konstruktionen hervor. Identität ist die Erzählung seiner Selbst – eine Selbstnarration.

Wie gestaltet sich nun die Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus innerhalb dieser Arbeit?

Ich verfolge – ganz im Sinne einer konstruktivistisch-postmodernen Denkart – keine stringente Vorgehensweise im Sinne des Verfolgens einer Forschungsfrage, Hypothese oder Grundannahme, sondern die hier vorgenommene Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus ist ein Prozess des *Darstellens* und

Verknüpfens. Das heißt, in einem ersten Teil (I) der Arbeit (Kapitel 1, 2 und 3) erfolgt eine Darstellung einiger Grundideen und Konzepte des Konstruktivismus. Im zweiten Teil (Kapitel 4, 5, 6 und 7) werden diese Grundideen in Verbindung mit einem Praxisfeld der Psychologie, der Psychotherapie und im Besonderen der Psychoanalyse und psychoanalytischen Ansätzen, gebracht und diskutiert.

Durch das Konzept des „Unbewussten“ der Psychoanalyse tauchen bei der hier vorgenommenen konstruktivistischen Betrachtungsweise mögliche Grenzen („asignifikante“ Brüche) dieser (rizomathischen) Verknüpfungen auf, die auch als mögliche Grenzen des Konstruktivismus selbst erscheinen können (Kapitel 6). Diese Grenzen der Verknüpfungen sollen dann wiederum konstruktivistisch, unter Heranziehung anderer Ansätze und neuer Verknüpfungen, aufgelöst werden (Kapitel 7).

Eine Brücke, die sich zwischen Konstruktivismus Psychotherapie und der Psychoanalyse schlagen lässt, ist *das Sprechen* und *das Erzählen von Geschichten*, das sowohl im Konstruktivismus als auch in der Therapie eine zentrale Rolle spielt. Aus der Sicht des Konstruktivismus erzeugen wir unser Selbst und unsere Sicht der Welt innerhalb unserer „Existenz in Sprache“. Wir reflektieren das, was wir leben, im Sprechen. Vielmehr noch, es sind unsere Erzählungen, in denen wir Erfahrung nicht nur mitteilen, sondern diese zuerst in unseren Erzählungen gestalten. Wir konstruieren uns und die Wirklichkeit in der Sprache, in unseren „*Erzählungen des Lebens*“. Diese Erzählungen und das Sprechen (des einen vor dem Anderen) bilden auch in dieser Arbeit die Hauptknotenpunkte, von denen aus die Verknüpfungen von Konstruktivismus und Therapie und psychoanalytischen Theorien möglich und vorgenommen wird.

Einleitend werde ich im Folgenden den Weg, den ich in dieser Arbeit gegangen bin, in seinen einzelnen Schritten vorzeichnen, um den Leser dazu einzuladen (und es ihm gleichzeitig zu erleichtern) diesen Weg nachzugehen.

Teil I.:

Das Kapitel 1 beginnt mit einer Einführung in die Grundannahmen des Konstruktivismus¹ und stellt dann im Weiteren die Konsequenzen, die diese Annahmen für die Position der Wissenschaft haben dar. Wie wir sehen werden, richten sich die Kernthesen des Konstruktivismus vor allem gegen die traditionelle Auffassung von Erkenntnis als Repräsentation der Wirklichkeit und der Möglichkeit sich durch Wissenserwerb einer „wahren Welt“ anzunähern (Kapitel 1.1. und 1.2.). Diese Kritik an der Repräsentationstheorie, die innerhalb der konstruktivistischen Literatur immer wieder als ein Hauptmerkmal des Konstruktivismus zu finden ist, gab den Anstoß, sich für eine weitere Beschäftigung mit dem Konstruktivismus zunächst der Frage zuzuwenden, wie wir, wenn nicht durch Repräsentation, unsere „äußere“ und „innere“ Welt erschaffen.

Zur Beantwortung der Frage (aus konstruktivistischer Sicht) wende ich mich im 2. Kapitel der Theorie der Selbstorganisation autopoietischer Systeme von Humberto Maturana und Francisco Varela (1987) zu. Als eine entscheidende Charakteristik autopoietischer Lebewesen, zu denen auch der Mensch als Lebewesen zählt, wird sich ihre *Selbsterzeugung* herausstellen. Das heißt, die Eigenart sich am eigenen „Schopf“ empor zu ziehen und sich mittels eigener Dynamik als unterschiedlich vom Milieu zu konstruieren. Wir spezifizieren als autopoietische Lebewesen unsere eigene Gesetzlichkeit und determinieren selbst unsere Zustandsformen allein aufgrund von internen Strukturen. Der Prozess des Erkennens ist in einem konstruktivistischen Verständnis mit dieser spezifischen menschlichen Art zu sein verbunden.

¹ Bei der Darstellung der Grundannahmen des Konstruktivismus beziehe ich mich vor allem auf den in der Psychologie (sofern sich diese mit konstruktivistischen Ansätzen auseinandersetzt) und im deutschsprachigen Raum häufig zitierten „radikalen“ Konstruktivismus (vgl. Kapitel 1). Diese Fokussierung auf den „radikalen“ Konstruktivismus dient zum einen der Eingrenzung des mittlerweile breiten Spektrums an konstruktivistischen Theorien für die vorliegende Arbeit. Zum anderen erschienen mir gerade die Konzepte des „radikalen“ Konstruktivismus (vgl. Kapitel 1 und 2) für eine konstruktivistische Betrachtungsweise von Psychotherapie, sowie für die Verbindung von Konstruktivismus und der psychoanalytischen Praxis und Theorie als interessant. Denn in Bezug auf die therapeutische Praxis stellt sich die Frage, was von Psychotherapie als „Interventionsmaßnahme“ erhalten bleibt, wenn wir von den Konzepten der Selbstorganisation und Selbsterzählung ausgehen.

Und wie wir weiterhin sehen werden, lassen gerade die Ideen des „radikalen“ Konstruktivismus eine Verbindung auf theoretischer Ebene mit Ansätzen in der Psychoanalyse (vgl. Kapitel 5 zu Alfred Adler) zu.

Das Konzept der Selbsterzeugung als Selbsterschaffung ist eng mit den bereits erwähnten Konzepten der Selbsterschaffung durch die Konstruktion der Selbsterzählung verknüpft. Im 3. Kapitel wende ich mich dieser Verbindung zu und gelange durch sie zu einer möglichen Antwort auf die eingangs gestellte Frage, wie wir unsere „innere“ und „äußere“ Welt erschaffen.

Durch die über das Konzept der Selbstorganisation hinausgehende Annahme des Konstruktivismus und der mit ihm verbundenen „Narrativen Psychologie“, dass wir in der Sprache existieren, sind die sprachlichen Bereiche, die wir in unseren Interaktionen erzeugen, selbst Teile des Bereichs unserer Existenz. Sprache ist kein Mittel eine äußere Welt abzubilden, sondern es ist vielmehr so, dass der Akt des Erkennens in der Koordination des „Verhaltens“ innerhalb einer sozialen Welt, die die Sprache konstituiert, eine Welt durch das „In-der-Sprache-Sein“ hervorbringt. Im Sprechen und in unseren sprachlichen Interaktionen in denen wir uns bewegen verleihen wir unserem „Selbst“ und unserem Leben Gestalt. „Identität“ wird somit als „fester Kern“ aufgelöst und als Prozess der Selbstkonstruktion angesehen.

Diese konstruktivistische Perspektive, die die Wahrnehmung der Welt und das „Selbst“ als sprachliche Konstruktion ansieht, bot den Anknüpfungspunkt für eine konstruktivistische Betrachtung von Psychotherapie. Wenn die Sprache, die wir sprechen, die Erzählungen die wir erzählen uns zu dem machen, was wir sind, so bedeutet dies auch, dass wir die Weise des Sprechens wechseln können und die Erzählungen des Selbst neu konstruieren und narrativ umstrukturieren können. Diese Annahmen werden sich im 4. Kapitel als Möglichkeit und Chance einer konstruktivistischen Psychotherapie herausstellen.

Teil II.:

Im Kapitel 4 und 4.1. setze ich mich zunächst mit der Frage auseinander, was von Psychotherapie als „Interventionsmaßnahme“ erhalten bleibt, wenn man von den konstruktivistischen Konzepten der Selbstorganisation (Kapitel 2) und Konstruktion durch Selbsterzählungen (Kapitel 3) ausgeht. Es erfolgt dann eine konstruktivistische Betrachtungsweise von Psychotherapie. Wieder sind es unsere narrativen Konstruktionen, die sich als leitende Metapher der Therapie herausstellen werden.

Die Fokussierung der Betrachtung von Therapie auf das Sprechen bzw. auf den Prozess des Sprechens selbst, wird dann auch die Verbindung sein, die sich zwischen Konstruktivismus und Psychoanalyse herstellen lässt (Kapitel 5). Es ist das Erzählen, Umerzählen, Weitererzählen der Geschichte des Analysanden im analytischen Gespräch, das in der hier vorgenommenen konstruktivistischen Betrachtung der Psychoanalyse ins Zentrum rücken wird.

Als eine weitere Verknüpfung zwischen den dargestellten Konzepten des Teil I des Konstruktivismus und der Psychoanalyse, werde ich theoretische Ansätze innerhalb der Psychoanalyse heranziehen, um sie aus einer konstruktivistischen Perspektive zu diskutieren. Hierzu wende ich mich im Kapitel 5.2. Alfred Adler zu, da dieser als erster „Dissident“ (Vgl. Bruder, 2003, S. 2483) innerhalb der freudschen Denktradition einer durch Triebe determinierten psychischen Realität gesehen wird. Besonders sein Konzept der „Schöpferischen Kraft“ und die „fiktionalistische Psychoanalyse“ sind mit den dargestellten Grundzügen des Konstruktivismus vereinbar.

Indem wir uns durch die Verknüpfungsarbeit zwischen Konstruktivismus und Psychoanalyse immer mehr in die psychoanalytischen Ansätze vertiefen, bleibt es nicht aus, dass wir auch auf das zentrale Konzept der Psychoanalyse stoßen werden – das Konzept des „Unbewussten“.

In einer essentialistischen Fassung des Unbewussten (Kapitel 6), als „pathogener Kern“ (Freud), der das Subjekt nicht „Herr im eigenen Haus“ sein lässt, scheint das Konzept des Unbewussten der konstruktivistischen Betrachtungsweise der Psychoanalyse eine Grenze zu setzen bzw. scheint mit der Annahme eines Unbewussten als psychischer Instanz, die unser Denken und Handeln (gegen unseren bewussten Willen) bestimmt, dem Konstruktivismus mit seinen Konzepten der Selbstorganisation und Selbstnarration sowie der konstruktivistischen Therapie eine Grenze gesetzt zu sein.

Im 7. Kapitel soll diese Grenze, unter Heranziehung der Ansätze Lacans, als eine neue Verknüpfung zwischen Konstruktivismus und Psychoanalyse aufgelöst werden. Wieder wird es das Sprechen (das Lacan als einziges Medium der Psychoanalyse ansah) sein, welches es uns schließlich ermöglicht, auch das Konzept des „Unbewussten“ für eine konstruktivistische Perspektive zu öffnen.

Den Abschluss der Arbeit bildet die Betrachtung der Funktion des Sprechens im analytischen Gespräch nach Lacan und der Darstellung, wie sich in diesem Sprechen das Unbewusste in einer nicht-essentialistischen Fassung entfaltet.

1. Das Individuum im kulturellen Diskurs

Die Begriffe, Theorien, Methoden und Ergebnisse der Psychologie verändern sich im Laufe der Geschichte. Aber nicht nur die Psychologie als Wissenschaft verändert sich, sondern das mit ihren Begriffen Bezeichnete, mit ihren Methoden Erfasste und mit ihren Theorien Erklärte, das heißt die Gegenstände des psychologischen Diskurses (vgl. Bruder, 1994, S. 191).

Der psychologische Diskurs ist ein Teil des umfassenden kulturellen Diskurses und somit nicht unabhängig von diesem. Diskurs meint hier thematisch gebundene, komplexe interkulturelle Vernetzung heterogener „Elemente“ (Texte, Aussagen, soziale Praktiken), die sich im Laufe gesellschaftlicher Auseinandersetzungen auf eine geregelte Weise, aufgrund kommunikativer Akte fortpflanzt². Jeder kommunikative Akt modifiziert die Struktur der Diskursformation, der er angehört. Diskurse sind so definiert, dass sie ihren Gegenstandsbereich konstituieren. Die Bestimmung der Grenzen zwischen dem Diskursiven und Außerdiskursiven reduziert sich auf die Bestimmung der Grenze zwischen dem, was notwendig kausalen Determinationen unterliegt (im Sinne der Unverfügbarkeit von Ereignissen), und dem, was diesen Determinationen entgeht und gesellschaftlich konstruiert ist (vgl. Alkemeyer, 2003, S. 2786).

Diskursabhängig ist somit auch der Hauptgegenstand der Psychologie, der Mensch als einzelnes Individuum. Der kulturelle Diskurs bestimmt unser Handeln und Denken.

„Das Konzept des ‚Diskurses‘ verdankt sich dem zeitgenössischen Diskurs der ‚Postmoderne‘“ (Bruder, 1993b, S. 41). Postmodern bezeichnet laut Lyotard „[...] den Zustand der Kultur nach den Transformationen, welche die Regeln der Spiele der Wissenschaft, der Literatur und der Künste seit dem Ende des 19. Jahrhunderts getroffen haben.“ (Lyotard, 1986, S. 13). Als postmodern können jene Äußerungen verstanden werden, die nicht vorgeben, etwas über die „wahre Welt“ und die „wahre“ Beschaffenheit des Menschen aussagen zu wollen. Postmoderne Denkweisen sind im Grunde dekonstruktivistisch „in that they seek to distance us

² Zum Diskursbegriff vgl.: Foucault, M. (1972). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer, 2003; insbes. Seite 11- 30.

from and make us skeptical about beliefs concerning truth, knowledge, power, the self and language that are often taken for granted and serve as legitimation for contemporary Western culture“ (Flax, 1990, S. 41, zit. nach Lax, 1992, S. 71). Das bedeutet auch, dass sich der postmoderne Diskurs von den „großen Erzählungen“ (Lyotard, 1986) der Wissenschaft, Religion, Philosophie, Politik, Kunst und Kultur verabschiedet. Es gibt keine Metasprache mehr, die einen alleinigen Anspruch auf Wahrheit fordern kann, sondern viele Sprachen, viele verschiedene Diskursarten, in denen unterschiedlich gesprochen wird, erheben im postmodernen Diskurs ihre Stimmen und sollen sich Gehör verschaffen³.

Das Ablösen von den Meta-Erzählungen bedeutet auch, dass dem Subjekt kein verbindlicher Rahmen mehr zur Verfügung steht für die Konstruktion seiner Geschichte über sich selbst, seiner „Werte“ und Anschauungen der Welt. Aber das Subjekt ist nicht nur passives Objekt dieser seiner neuen Situation, sondern „zugleich Subjekt dieser Bündelung von Entwicklungslinien“ (Bruder & Bruder-Bezzel, 1988, S. 172), indem es bestimmte Angebote und Aspekte des Diskurses aufgreift und verarbeitet.

Die Aufgabe der Psychologie kann es, innerhalb des hier dargestellten postmodernen Verständnisses, daher nur sein, die Antworten des Subjekts auf die Situation der „Postmoderne“ aufzugreifen und in den theoretischen Diskurs der Psychologie aufzunehmen.

Eine dieser Stimmen innerhalb des postmodernen Diskurses, der die Antworten des Subjekts auf die Wahrnehmung der Welt ins Zentrum der Betrachtung stellt, ist der Konstruktivismus, – ein Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften übergreifender Ansatz. Der Konstruktivismus verfolgt die erwähnte

³ Der Umstand, dass möglichst viele Stimmen bzw. Sichtweisen im postmodernen Diskurs Gehör finden sollen hat nicht zur Folge, dass damit, so der häufige Vorwurf an die „Postmoderne“, alles willkürlich und beliebig wird. Der Eindruck von Willkür und Beliebigkeit entsteht aus der Vorstellung, es gäbe so etwas wie eine Metaposition über allen Sichtweisen, aus der sich die verschiedenen Sichtweisen beurteilen lassen (vgl. Westmeyer, 2002, S. 4, Vorwort zur deutschen Ausgabe. In: Gergen, K. J. (2002). *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer). Diese Vorstellung führt aber zu Schwierigkeiten, wenn wir bedenken, dass wir in Sichtweisen, in kulturelle Diskurse eingebunden sind und deshalb auch eine solche „Metaposition“ nur aus einer bestimmten Sichtweise heraus eingenommen werden kann.

Betrachtungsweise des Individuums im kulturellen Diskurs und soll hier in seinen Grundzügen dargestellt werden.

Der Begriff des „Konstruktivismus“ wird in unterschiedlichen Disziplinen verwendet. In den Sozialwissenschaften allgemein, „aber nicht nur dort, auch in den Naturwissenschaften: die Biologie, die Physik und andere schließen sich an und wirken wiederum auf die Sozialwissenschaften zurück“ (Bruder, 1993b, S. 210). Gemeinsam ist allen konstruktivistischen Ansätzen die Vorstellung, dass unser Wissen über uns selbst und über unserer Welt das Resultat von Konstruktionsprozessen ist.

Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf den als „konstruktionstheoretisch“ oder „radikal“ bezeichneten Konstruktivismus,⁴ dessen Hauptmerkmale in der Kritik an der Repräsentationstheorie, der Orientierung an Selbstorganisationstheorien „autopoietischer Systeme“ (vgl. Maturana & Varela, 1987) und der Vorstellung der Subjektgebundenheit aller Erfahrungen und allen Wissens zu sehen sind. Das konstruktivistische Konzept der Selbstorganisation als Selbsterschaffung ist innerhalb psychologischer Ansätze (insbesondere der Narrativen Psychologie, siehe Kapitel 3.2.) eng mit Konzepten der Selbsterzählung verbunden. Das „Reich der Sprache“ und die „Selbsterschaffung“ durch die Konstruktion von Selbsterzählungen wird Gegenstand des 3. Kapitels sein.

Zunächst möchte ich aber in den Abschnitten 1.1. und 1.2. die Kernthesen des Konstruktivismus und ihre Konsequenzen für den wissenschaftlichen Diskurs skizzieren. Anschließend gehe ich im zweiten Kapitel auf die Theorie „autopoietischer Systeme“ als ein theoretischer Hintergrund des Konstruktivismus ein.

Mit diesem Wissen über den Konstruktivismus, werde ich mich im Kapitel 4 konstruktivistischer Betrachtungsweisen von Psychotherapie und im Besonderen konstruktivistischer Betrachtungsweisen der Psychoanalyse zuwenden (Kapitel 5).

⁴ Die Bezeichnung „radikaler Konstruktivismus“ geht auf v. Glasersfeld zurück und soll hervorheben, dass der Konstruktivismus im radikalen Gegensatz zu einer Repräsentationstheorie steht (vgl. Abschnitt 1.1. und 1.2. der vorliegenden Arbeit). Dazu v. Glasersfeld: „Der radikale Unterschied liegt in dem Verhältnis zwischen Wissen und Wirklichkeit. Während die traditionelle Auffassung [...] dieses Verhältnis stets als eine mehr oder weniger bildhaft (ikonische) Übereinstimmung oder Korrespondenz betrachtet, sieht der radikale Konstruktivismus es als Anpassung im funktionalen Sinn“ (v. Glasersfeld, 1981, S. 19).

1.1. Die Grundideen des Konstruktivismus

Mit Aussagen wie „die Wirklichkeit wird von uns nicht gefunden, sondern erfunden“, bricht der Konstruktivismus mit den Konventionen der traditionellen Erkenntnistheorie.⁵ Erkenntnis betrifft nicht mehr eine objektive ontologische Wirklichkeit, sondern die subjektive Ordnung und Organisation von Erfahrungen in der Welt unseres Erlebens. Das bedeutet, die Vorstellung von einer objektiven Welt auf der einen Seite und einem diese Welt durch seine Sinnesorgane wahrnehmenden Subjekt auf der anderen Seite wird im Konstruktivismus abgelehnt.

In der traditionellen Repräsentationstheorie wird den Sinnesorganen die Aufgabe zugesprochen, Aspekte der ontischen Welt in das Bewusstsein des Erlebenden zu leiten und diese „wahrheitsgetreu“ abzubilden. Von Glasersfeld (1985, S. 4) merkt dazu an: „mit dieser Vermittlerrolle der Sinnesorgane ist auch schon das ganze, unlösbare Problem der Wahrhaftigkeit in das Wahrnehmungsschema eingebaut, denn niemand wird je imstande sein, die Wahrnehmung eines Gegenstandes mit dem postulierten Gegenstand selbst, der die Wahrnehmung verursacht haben soll, zu vergleichen“.

Wegen der Unmöglichkeit dieses Vergleichs, ist es uns auch nicht möglich die „Wahrheit“ des durch die Sinne vermittelten Bildes der Wirklichkeit zu überprüfen. Vielmehr sind die menschlichen kognitiven Leistungen untrennbar an das Subjekt, seine Lebensgeschichte und Kultur gebunden.

Trotz dieser epistemologischen Grundproblematik wird häufig weiterhin an der Vorstellung festgehalten, der Mensch würde in eine vorstrukturierte Welt geboren und nähere sich dieser „wahren Welt“ durch Wissenserwerb wie ein Entdecker an.

Aus der Sicht des Konstruktivismus bringen unsere Kognitionen – dass heißt die Gesamtheit aller Funktionen, die mit dem Wahrnehmen und Verarbeiten von Erkenntnissen, Einsichten und Wissen zu tun haben – in kreativer Weise eine Welt

⁵ Vgl.: Maturana, H.R. (1982). *Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Braunschweig: Vieweg; Maturana, H. R. & Varela, F.J (1987). *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Bern: Scherz; Glasersfeld, E. v. (1985). *Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität*. In: *Einführung in den Konstruktivismus*. München: Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung, Bd. 10., S. 1- 26; Foerster, H. v. (1985). *Sicht und Einsicht. Ausgewählte Arbeiten zu einer operativen Erkenntnistheorie*. Braunschweig: Vieweg.

hervor, für die die einzige geforderte Bedingung ist, dass sie erfolgreiche Handlungen ermöglicht. Die erfolgreiche Handlung gewährleistet die Fortsetzung der Existenz des Individuums mit seiner spezifischen Identität (vgl. Varela, 1990). Die herkömmliche Auffassung des Verhältnisses zwischen der Welt der Wahrnehmung und des Wissens und der ontologischen Welt wird durch eine Beziehung der Kompatibilität oder durch den von v. Glasersfeld (1985) vorgeschlagenen Begriff der Viabilität, zu ersetzen versucht. Die Beziehung der Viabilität ist auf den Begriff des Passens im Sinne des Funktionierens gegründet. Etwas ist viabel, solange es nicht mit etwaigen Beschränkungen oder Hindernissen in Konflikt gerät. Für die existenzsichernde, erfolgreiche Handlung bedarf es keines Konzepts der wahren Wirklichkeit, denn „vom Gesichtspunkt des Handelnden ist es irrelevant, ob seine Vorstellungen von der Umwelt ein ‚wahres‘ Bild der ontischen Wirklichkeit darstellen – was er braucht, ist eine Vorstellung, die es ihm erlaubt, Zusammenstöße mit den Schranken der Wirklichkeit zu vermeiden und an sein Ziel zu kommen“ (v. Glasersfeld, 1985, S. 12). Es wird deutlich, dass die Relation der Viabilität *keine* Art und Weise bedingt, wie eine Handlung am besten verfolgt, ein Ziel am besten erreicht werden kann. Somit wird der Weg bereitet, Wahrnehmung und Erkenntnis als kreative Tätigkeit zu betrachten.

Diese konstruktivistische Annahme geht direkt auf den Philosophen Giambattista Vico zurück, der schon 1710 schrieb: „[...] wenn die Sinne (aktive) Fähigkeiten sind, so folgt daraus, daß wir die Farben machen, indem wir sehen, die Geschmäcke, indem wir schmecken, die Töne, indem wir hören, das Kalte und Heiße, indem wir tasten.“ (Vico, 1710, zit. nach v. Glasersfeld, 1985, S. 18). Durch die Einführung der Beziehung des Passens, im Gegensatz zu der Beziehung der Übereinstimmung mit oder Abbildung der Welt, verändert sich die Sicht darauf, wie wir Menschen versuchen unsere Erlebniswelt zu organisieren. Das, was wir aus unserer Sinneswahrnehmung und unserem Denken zusammenfügen wird nun nicht mehr als ein Abbild dessen, was wahrgenommen wird aufgefasst, sondern lediglich als das, was im Fluss der Erlebnisse „viabel“ bleibt. Viabel sind Sinneswahrnehmung, Handlungen und Denkweisen, die uns zu unseren erwünschten Zielen führen. Nach v. Glasersfeld ist das Subjekt in der Lage, den Fluss seines Erlebens zu unterbrechen und die entstehenden Segmente reflexiv zu betrachten. Dadurch schafft das Subjekt

sich Modelle von Dingen, die untereinander und miteinander verglichen werden können. Eine Kategorisierung des Erlebensfeldes wird möglich. Insofern sich diese Modelle als dauerhaft und wiederholbar erweisen, wächst die Konstruktion einer kohärenten, intersubjektiv kommunizierbaren Wirklichkeit. Neben der Wiederholung, trägt auch die Koordination der verschiedenen Sinneseindrücke zu einem Modell viabler Dinge bei.

Durch die anderen Menschen ergibt sich die Möglichkeit die Wirklichkeit des Erlebten mittels sprachlicher Bestätigung zu erhärten. Die sprachliche Bestätigung liefert aber noch nicht die Basis für den Begriff der Objektivität. Da andere ebenso Konstrukte im Erlebnisfeld des Subjekts sind, kann die Tatsache, dass ein anderer meine Erlebnisse bestätigt, dem Erlebten keine ontologisch unabhängige Existenz verleihen. Viabel sind aber diese kognitiven Strukturen in Hinblick auf das Ordnen und Organisieren des Erlebens und im Kontext des Modells, welches man sich von dem Anderen gemacht hat.

Wenn die Begriffe und Vorstellungen, die wir uns in unseren Modellen konstruieren, sich auch in den Modellen der Anderen als viabel erweisen, so gewinnen sie laut v. Glasersfeld eine Gültigkeit, die wir objektiv nennen können.

Stenger und Geißlinger (1991) führen in die Darstellung der Prozesse der Konstruktion von „Realität“ und „Objektivität“ den Begriff des „Kontextes“ ein. Kontexte verstehen sie als „abstrahierende Muster in Prozessen der Konstruktion von Realität; sowohl auf der Ebene des Subjektes als auch auf der Ebene von Kultur und Gesellschaft“ (Stenger & Geißlinger, 1991, S. 252). Stenger (1990) unterscheidet zwischen mentalen und sozialen Kontexten. Mentale Kontexte entstehen und werden benutzt im Erkenntnisprozess des Subjekts. Die Inhalte mentaler Kontexte sind nicht beobachtbar, sondern nur in der Selbstreflexion zugänglich. Soziale Relevanz erhalten mentale Kontexte durch Intersubjektivierung (z. B. durch die Verbalisierung im Gespräch, siehe oben). Diese „Objektivationen“ mentaler Kontexte können als „Sinnangebote“ verstanden werden, mit denen das Subjekt versucht den eigenen Sinnzusammenhang auch für andere verständlich und zugänglich zu machen.

Existiert in einer Situation ein gemeinsamer Sinnzusammenhang, der die Akteure zu einer konsensuellen Bestimmung dessen führt, was vorgeht, dann haben wir es mit

einem „sozialen Kontext“ zu tun. Die sich innerhalb der Kontexte organisierende Realität der Subjekte sind Konstruktionen. Konstruktionen, die sich subjektiv oder intersubjektiv als realitätsschaffend (viabel) durchsetzen, gründen auf *Evidenz*⁶ und werden ihrerseits zu selbstverständlichen Gegebenheiten, die sich wiederum als Prüfsteine neuer Konstruktionen eignen.

Die sich innerhalb der Kontexte organisierenden Konstruktionen sind zwar „realitätsschaffend“, sie bilden aber keine von den Kontexten unabhängige Realität ab. Sie gründen auf Setzungen, die innerhalb des Kontextes, den sie begründen, nicht überprüft, sondern nur bestätigt werden können.

1.2. Konsequenzen für die Position der Wissenschaft im Konstruktivismus

Aus der konstruktivistischen Perspektive haben wir zwar durch den Fortschritt unseres Wissens an Kontrolle über unsere Erlebenswelt gewonnen und Veränderungen in unseren Denk- und Lebensweisen hervorgebracht; einer von uns unabhängig existierenden wahren Welt haben wir uns dadurch nicht genähert.

Ziel und Aufgabe einer konstruktivistischen Wissenschaftstheorie ist deshalb auch nicht die Erklärung einer Welt „an sich“, sondern die Erklärung unserer Erfahrungen und unserer konsensualen Konstruktion einer gemeinsamen Welt. Wissenschaft dient der Sicherung und Optimierung unserer Lebensbedingungen. Sinnhaftigkeit und Nützlichkeit ihrer Ziele sollen unmittelbar erkennbar und plausibel sein. Es wird ein Paradigma des Machenswerten, entgegen einem Paradigma des bloß Machbaren verfolgt.

An die Stelle der wissenschaftlichen Begriffe der Wahrheit, Adäquatheit, Wirklichkeit und Objektivität treten im Konstruktivismus Begriffe wie Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit, Plausibilität, Kompatibilität, Lebbarkeit, Möglichkeit, Vielfalt, Verantwortlichkeit und Intersubjektivität. Rationale Akzeptierbarkeit ist das einzige Kriterium dafür, was eine Tatsache ist. Die

⁶ Stenger und Geißlinger unterscheiden vier Evidenzquellen: sinnliche Wahrnehmung, kognitive Konstruktion, emotionale Erkenntnis und soziale Bestätigung. Sie stehen in der fortlaufenden Konstruktionspraxis der Subjekte in einer Beziehung wechselseitiger Ergänzung und Überprüfung (vgl. Stenger & Geißlinger, 1991, S. 252).

Wissenschaft verliert dadurch an Anonymität und Objektivität. Wissenschaft gilt nicht länger als Abbild der Welt, sondern als Schöpferin von Modellen, die sich in der intersubjektiven Praxis bewähren (vgl. Bruder, 1993a). Objektivität beruht nicht auf der Beziehung zwischen dem „Geist“ und der Welt, sondern wir gelangen vielmehr dadurch zu Objektivität, indem wir uns in einer bestimmten Art und Weise ausdrücken. „Objektivität ist kein bestimmter mentaler Zustand, sondern eine Folge rhetorischer Mittel“ (Gergen, 2000, S. 102).

Der Wissenschaftler verliert seinen Status als Wissender, als Entdecker der wahren Welt und wird zu einem handelnden Subjekt und Konstrukteur dieser Welt wie alle anderen Menschen auch. „Statt ein Forscher zu sein, der dazu verurteilt ist ‚Struktureigenschaften‘ einer unzugänglichen Realität zu suchen, wird der Organismus, der Erfahrungen aufbaut, nun zum Konstrukteur kognitiver Strukturen, die die Probleme lösen sollen, die der Organismus wahrnimmt oder sich ausdenkt“ (v. Glasersfeld, 1987, S. 281). Wissenschaft ist eine Erfindung des Menschen, nicht etwas Vorgefundenes oder Vorzufindendes. Daraus folgt, dass eine Theorie nie unabhängig von ihrem Autor betrachtet werden kann und seine Beobachtungen nicht unabhängig sind von ihm als Beobachter.

Von der Theorie ist nicht nur der Theorieproduzent nicht zu trennen, sondern ebenso wenig die geschichtliche Epoche, der kulturelle Diskurs, das kulturelle Milieu des Wissenschaftlers. Die Biographie eröffnet einen Zugang zu diesem kulturellen Diskurs.

Dazu Bruder (1993a, S.155):

Die Auseinandersetzung der Forscher im Sozialsystem ihrer *scientific community* ist nicht zu trennen von den Ereignissen und Entwicklungen außerhalb davon, die ihrerseits selbst wiederum diskursvermittelt sind. Sie wirken nicht als „bloße Tatsachen“, nicht wie „Reize“ auf ein rezipierendes und reagierendes System, sondern werden im Bezugsrahmen des wahrnehmenden Subjekts wahrgenommen, ausgewählt, hergestellt- oder nicht beachtet, verleugnet. Dieser Bezugsrahmen ist seinerseits wiederum durch den Diskurs mitbestimmt, an dem es teilnimmt, auf den es sich bezieht.

In der Theorie eines Theoretikers werden die verschiedenen Entwicklungslinien des wissenschaftlichen Diskurses und des kulturellen Diskurses verknüpft zu einer

Antwort auf die Probleme der jeweiligen Zeit, wie sie sich in der Wissenschaft selbst stellen.

Ein weiterer Bruch mit der wissenschaftlichen Tradition ist die Abwendung von der Theorie hin zur erklärenden Form der Erzählung. Der Diskurs des Gesprächs zielt nicht darauf ab, „Wahrheiten zu entdecken, sondern darauf, ein Gespräch fortzusetzen“ (Rorty, 1979, S. 404). Auf die Rolle der Erzählung im Konstruktivismus wird noch näher einzugehen sein.

2. Zur Theorie der Selbstorganisation autopoietischer Systeme im Konstruktivismus

Die Darstellung der Grundzüge des Konstruktivismus hat gezeigt, dass sich dieser vor allem gegen die traditionelle Auffassung von Erkenntnisgewinnung richtet. Wie gewinnen wir nun aber Erkenntnis, wenn wir nicht mehr von einer Repräsentationstheorie ausgehen können? Wie „erfinden“ wir unsere Welt?

Um diese Frage aus konstruktivistischer Perspektive zu beantworten, wende ich mich im Folgenden zunächst der Theorie autopoietischer Systeme von Humberto Maturana und Francisco Varela zu. Sie verbinden in ihrem Buch „Der Baum der Erkenntnis“ (Maturana & Varela, 1987) die Theorie der Organisation von Lebewesen und die Theorie der Wahrnehmung und Erkenntnis und versuchen eine konstruktivistische Antwort auf die eingangs gestellte Frage zu geben.

Erkennen wird hier nicht als eine Repräsentation der „Welt da draußen“ verstanden, sondern als ein andauerndes Hervorbringen einer Welt durch die spezifische Struktur des Menschen und den Prozess des Lebens selbst.

Bevor wir die „Früchte“ des „Baumes der Erkenntnis“ ernten können, müssen wir noch folgende Überlegung anstellen: Die Autoren führen ihre Grundaussage, Erkennen sei effektives Handeln, bei dem oder in dem eine Welt hervorgebracht würde, auf unsere biologische Struktur „zu sein“ zurück – ohne in einen naturwissenschaftlichen Reduktionismus zu verfallen. Wie wir noch sehen werden, findet jede menschliche Handlung, somit auch die des Hervorbringens einer Welt, in der Sprache statt und damit zugleich in einer kulturellen Tradition (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 32)

Die Erklärungen der Organisation der Lebewesen und ihrer kognitiven Phänomene, die von Maturana und Varela vorgelegt werden, finden innerhalb der sprachlich tradierten Wissenschaft statt. Eine der wichtigsten Thesen des Konstruktivismus und der mit ihm verbundenen Narrativen Psychologie ist, dass wir in der Sprache existieren und dadurch die sprachlichen Bereiche, die wir in unseren Interaktionen erzeugen, selbst Teile des Bereichs unserer Existenz sind und einen Teil des Milieus darstellen, in dem wir unsere Identität und Anpassung erhalten (siehe dazu Kapitel 3). Wissenschaftler sind davon nicht ausgenommen. Entweder erzeugen sie durch

das, was sie sagen und tun, einen sprachlichen Bereich (sozialen Bereich), in dem ihre Identität als Wissenschaftler erhalten wird, oder sie verschwinden als solche.

Doch das vorliegende wissenschaftliche Erklärungssystem, durchbricht, meiner Meinung nach, das traditionelle Muster wissenschaftlicher Erklärungen und deren Validitätskriterien, indem es Zirkularität im Gegensatz zu Kausalität vertritt. Damit entspricht es den oben erwähnten Forderungen des Konstruktivismus (vgl. Abschnitt 1.2.). Die Zirkularität besteht in der Betrachtungsweise, uns selbst und alles, was wir tun, als einer Welt zugehörig anzusehen, die wir in Koexistenz mit anderen Menschen hervorbringen und dieses Hervorbringen als Ausgangspunkt und Gegenstand der Erklärung zu verwenden. Diese Betrachtungsweise setzt keinen festen Bezugspunkt voraus, der unabhängig von uns ist. Anstatt zwischen den Extremen – dem Repräsentationismus oder dem Solipsismus⁷ – zu wählen, wird ein „Mittelweg“ vorgeschlagen, die Regelmäßigkeiten der Welt zu verstehen, ohne einen Bezugspunkt vorauszusetzen, der unabhängig von uns ist und Annahmen als Gewissheiten erscheinen lässt.

Der ganze Mechanismus der Erzeugung unserer selbst als Beschreiber und Beobachter sagt uns, dass unsere Welt – als die Welt, die wir in Koexistenz mit anderen hervorbringen – immer genau jene Mischung von Regelmäßigkeiten und Veränderlichkeit aufweisen wird, [...] die so typisch ist für die menschliche Erfahrung [...] Es ist also offensichtlich, dass wir aus diesem Kreis nicht heraustreten können und somit nicht aus unserem kognitiven Bereich.[...] Wirksames Handeln führt zu wirksamem Handeln: Das ist der kognitive Kreis, der unser Sein in einem Werden charakterisiert, welches Ausdruck unserer Weise ist, autonome lebende Systeme zu sein. [...] Leben ist ein Geschäft, das keine Aufzeichnungen über seine Ursprünge bewahrt. Alles, was wir tun können, ist, Erklärungen zu erzeugen – durch die Sprache –, die den Mechanismus der Hervorbringung einer Welt enthüllen. (Maturana & Varela, 1987, S. 260)

Den Autoren zufolge sind unsere Erfahrungen mit unserer Struktur verknüpft. Das bedeutet, dass die Erfahrung von jedem Ding „da draußen“ auf eine spezifische Weise durch die menschliche Struktur konfiguriert wird, die das Ding, welches in der Beschreibung entsteht, erst möglich macht. Unsere spezifisch menschliche Art

⁷ Solipsismus (lat. Solus ipse = ich allein): philosophisch-erkenntnistheoretische Position, die nur die Erfahrung des einzelnen Individuums als sichere Quelle des Erkennens zulässt.

zu sein ist nicht zu trennen von der Art, wie uns die Welt erscheint. „Jedes Tun ist Erkennen, und jedes Erkennen ist Tun“ (Maturana & Varela, 1987, S. 31). Diese Eigenschaft des Erkennens, im Erkennen etwas zu tun, eine Welt hervorzubringen, ist für die Autoren der Ausgangspunkt, um Erkenntnis über das menschliche Erkennen zu gewinnen. Das Ziel einer wissenschaftlichen Erkenntnistheorie als selbstreflexiver Theorie muss folglich darin liegen, zu zeigen, wie das Erkennen die Erklärung des Erkennens erzeugt.

Die Untrennbarkeit einer bestimmten Art zu sein und die Art, wie wir die Welt erkennen, wird hier nicht als Störfaktor gesehen, sondern als Schlüssel der Erkenntnis.

Da sich die Kernthesen des Konstruktivismus gegen die traditionellen Auffassungen richten, wie wir unsere Welt wahrnehmen und auf dieser Grundlage unser Leben konstruieren, werde ich dem Ziel der Autoren, Erkenntnis über das menschliche Erkennen zu gewinnen, im Weiteren folgen und den Ansatz von Maturana und Varela als einen theoretischen Hintergrund des Konstruktivismus darstellen.

Dabei beanspruche ich weder eine detaillierte Darlegung der Theorie der Autopoiese, noch setzte ich mich mit Diskussionen oder Kritiken an der Theorie auseinander. Mir geht es in der folgenden Darstellung vor allem um die Betrachtung der konstruktivistischen Annahme, dass unsere spezifische menschliche Art zu sein nicht zu trennen ist von der Art, wie uns die Welt erscheint, wie wir sie im Prozess des Erkennens selbst konstruieren.

Wie ich im Folgenden zu zeigen versuche, zeichnet sich dieses „Sein“ in einem konstruktivistischen Verständnis dadurch aus, dass wir uns ständig selbst erzeugen und es keine Trennung zwischen Erzeuger und Erzeugnis gibt.

Diese Grundannahme der Selbsterzeugung wird dann in den Kapiteln 4 und 5 in Zusammenhang mit einem Praxisfeld der Psychologie, nämlich der Psychotherapie, gebracht und diskutiert.

Wenden wir uns nun zunächst erst einmal den von Maturana und Varela benannten Eigenschaften des Erkennens zu, so stellt sich die Frage, wie es zu dem „Hervorbringen einer Welt“, dem Hervorbringen des Erkennens im Tun kommt.

Dieses Hervorbringen, das Herzstück des Erkennens, ist mit den tiefsten Wurzeln unseres erkennenden Seins verbunden, ganz unabhängig davon, wie überzeugend unsere Erfahrung zu sein scheint. Und weil diese Wurzeln bis in die biologischen Grundlagen unseres Seins hineinreichen [...] manifestiert sich dieses Hervorbringen in *allen* unseren Handlungen und in unserem ganzen Sein. [...] Das Phänomen der Erkenntnis ist eine Ganzheit, es ist in allen Aspekten in der gleichen Weise begründet. (Maturana & Varela, 1987, S. 31, Herv. i. Org.)

Es besteht also keine Diskontinuität zwischen dem Menschlichen, dem sozialen Leben mit unseren Werten, Regeln usw. und unseren biologischen Wurzeln. Da das Erkennen laut der Autoren in unserer Eigenart des Lebendig-Sein verwurzelt ist, ist es folglich notwendig, Kenntnis über die funktionale Organisation von Lebewesen zu gewinnen.

2.1. Die Organisation von Lebewesen

Die Lebewesen definierende Organisation⁸ wird von Maturana und Varela (1987) als autopoietische Organisation bezeichnet (griech. autos = selbst; poiein = machen). Für sie ist das Charakteristische der Lebewesen, dass sie sich ständig selbst erzeugen.

Auf zellulärer Ebene ist die Autopoiese der Organisation von Lebewesen beispielsweise im Zellstoffwechsel zu erkennen (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 53). Dieser erzeugt Bestandteile, die allesamt in das Netz von Transformationen, das sie erzeugte, integriert werden. Manche dieser Bestandteile bilden zusammen einen Rand (Membran), welcher eine Begrenzung für das Netz von Transformationen darstellt. Gäbe es diese Membran nicht, würde sich der zelluläre Stoffwechsel in eine „molekulare Brühe“ auflösen, die keine getrennte Einheit wie die Zelle konstituieren würde.

In bezug auf die Relationen von chemischen Transformationen haben wir hier eine ganz besondere Situation vor uns: Auf der einen Seite sehen wir ein dynamisches Netzwerk von Transformationen, das seine eigenen Bestandteile erzeugt und das die Bedingung der Möglichkeit eines

⁸ Unter „Organisation“ verstehen Maturana & Varela (1987) „Relationen, die existieren oder gegeben sein müssen, damit ein Etwas etwas ist“ (S. 49).

Randes ist. Auf der anderen Seite sehen wir einen Rand, der die Bedingung der Möglichkeiten des Operierens eines Netzwerkes von Transformationen ist, welche das Netzwerk als Einheit erzeugt. (Maturana & Varela, 1987, S. 53)

Dieser Prozess ist kein sequentieller Prozess. Das heißt, es gibt nicht erst eine Membran, dann die Dynamik, dann wieder eine Membran, sondern die Möglichkeit eine Membran von der Dynamik zu unterscheiden, hängt von der Ganzheitlichkeit der Prozesse ab, die die Membran erst möglich machen.

An diesem Beispiel wird eine eigentümliche Charakteristik eines autopoietischen Systems deutlich, nämlich, dass es sich an seinem eigenen „Schopf“ emporklebt und sich mittels seiner eigenen Dynamik als unterschiedlich vom umliegenden Milieu konstituiert (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 54). Einheiten, die eine Struktur mit eng verknüpften Zellanhäufungen aufweisen, werden von den Autoren als „Metazellen“ oder „autopoietische Systeme zweiter Ordnung“ bezeichnet. Sie sind aus autopoietischen Systemen (erster Ordnung), wie oben beschrieben, zusammengesetzt. Da diese Zusammensetzung in unterschiedlichsten Formen geschehen kann, ist auch die sie definierende Organisation vielfältig. Das heißt, dass Metazellen Organisationen unterschiedlichster Art zulassen – die eines Organismus, einer Kolonie oder einer Gesellschaft. Was ihnen gemeinsam ist, ist die *operationale Geschlossenheit ihrer Organisation*. Ihre Identität ist durch ein Netz von dynamischen Prozessen gekennzeichnet, deren Wirkung nicht über dieses Netz hinausgeht (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 100). Dadurch, dass Metazellen aus autopoietischen Einheiten zusammengesetzt sind, ereignet sich alles, was in ihnen als autonome Einheit geschieht unter der Erhaltung der Autopoiese der sie bildenden Zellen, ebenso wie unter Erhaltung der eigenen Organisation (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 100). Ich beziehe mich, wenn im Folgenden die Rede von autopoietischen Lebewesen ist, auf dieses Konzept der Organismen als Metazellen. Das einzige Produkt der Organisation von Lebewesen sind sie selbst, das heißt es gibt hier keine Trennung zwischen Erzeuger und Erzeugnis. Das Sein und das Tun einer autopoietischen Einheit sind untrennbar, und diese Untrennbarkeit bildet ihre spezifische Art von Organisation. Durch das vertretene Konzept der Autopoiese wird den Lebewesen als Einheit eine Autonomie zugesprochen. Unter einem

autonomen System wird hier ein System verstanden, das fähig ist, seine eigene Gesetzlichkeit zu spezifizieren. Die unbeantwortbar erscheinende Frage, nach der Autonomie des Lebendigen, reiht sich im Konzept der Autopoiese in die Frage nach der Organisation des Lebendigen ein (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 55 ff.).

Um die Autonomie von Lebewesen zu verstehen, ist es zunächst notwendig ihre Organisation zu verstehen, die sie als Einheit definiert. Indem unter Berücksichtigung der Lebewesen als autonome Einheiten auf ihre, sie als Einheit definierende autopoietische Organisation verwiesen wird, wird ihre Autonomie erklärbar. Damit schlagen die Autoren ein System vor, das im Operieren seine gesamte Phänomenologie selbst hervorbringt. Jede Klasse von Einheiten spezifiziert eine der Klasse eigentümliche Phänomenologie:

So spezifizieren die autopoietischen Einheiten eine *biologische Phänomenologie* als die ihnen eigene Phänomenologie mit Charakteristika, die von denen der physikalischen Phänomenologie verschieden sind. Dies ist nicht etwa so, weil die autopoietischen Einheiten irgendeinem Aspekt der physikalischen Phänomenologie widersprechen; da sie molekulare Komponenten haben, müssen sie auch die gesamte physikalische Gesetzlichkeit erfüllen. Vielmehr hängen die Phänomene, die autopoietische Einheiten in ihrem Operieren erzeugen, von der Organisation der Einheit ab und von der Art, wie diese verwirklicht wird, und nicht von den physikalischen Eigenschaften ihrer Bestandteile, welche nur den Raum ihrer Existenz bestimmen. (Maturana & Varela, 1987, S. 60, Herv. i. Org.)

Wenn also auf zellulärer Ebene, die Zelle mit einem Molekül interagiert und es in ihre Prozesse mit einbezieht, ist die Konsequenz, die aus dieser Interaktion folgt, nicht durch die Eigenschaft des Moleküls bestimmt, sondern durch die Art und Weise, wie das Molekül von der Zelle „betrachtet“ wird, wenn es in die autopoietischen Prozesse einbezogen wird. Die Veränderungen, die in der Zelle entstehen, werden demnach von ihrer eigenen Struktur als zelluläre Einheit bestimmt.

Autopoietische Systeme sind somit autonom gegenüber ihrer Umwelt und determinieren selbst ihre Zustandsfolgen allein aufgrund ihrer internen Struktur. Damit werden zwei Strukturen unterschieden, Lebewesen und Milieu. Der Wandel, der aus den Interaktionen zwischen Lebewesen und Milieu hervorgeht, kann zwar von der Umwelt hervorgerufen werden, wird aber von der Struktur des Lebewesens

als autopoietisches System determiniert, was umgekehrt auch für das Milieu gilt. Das Ergebnis, so die Autoren, ist eine Geschichte wechselseitiger Strukturveränderungen, was sie strukturelle Koppelung nennen (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 85). Das charakteristische für Lebewesen ist jedoch, dass sowohl ihre Strukturdeterminiertheit als auch die Strukturkoppelung im Rahmen der ständigen Aufrechterhaltung der Autopoiese verwirklicht werden. Das heißt, dass jeder strukturelle Wandel in einem Lebewesen, durch die Erhaltung seiner Autopoiese eingeschränkt ist. Systeme können von außen „perturbiert“⁹ werden, diese Außeneinflüsse bestimmen aber nicht, was in dem System tatsächlich vor sich geht. Die Ontogenese eines autopoietischen Lebewesens „ist die Geschichte des strukturellen Wandels einer Einheit ohne Verlust ihrer Organisation“ (Maturana & Varela, 1987, S. 84)¹⁰

2. 2. Verhaltensweisen

Nach dem bisher Gesagten, stellt sich nun die Frage, wie Handlungen in diesem zyklischen Kausalnetz der autopoietischen Systeme, als an einen bestimmten Zeitpunkt gebundene Ereignisse, noch sinnvoll definiert werden können. Der Frage nach der Beziehung zwischen unserer organischen Natur und unseren Verhaltensweisen soll im Folgenden nachgegangen werden.

⁹ Der von den Autoren geprägte Begriff der „Perturbation“ soll deutlich machen, dass Zustandsveränderungen in der Struktur eines Systems von Zuständen in dessen Umfeld ausgelöst, nicht aber verursacht werden können (vgl. 1987, S. 85)

¹⁰ Durch die vorgebrachten Konzepte der Strukturdeterminiertheit und Strukturkoppelung ändern sich auch die traditionellen Vorstellungen, die die Evolution als ein Prozess verstehen, in welchem sich die Lebewesen an eine sie umgebende Welt zunehmend anpassen, indem sie ihre Ausnutzung der Umwelt optimieren. Die Evolution wird hier vielmehr als ein strukturelles Driften bei fortwährender phylogenetischer Selektion betrachtet. Das bedeutet, es gibt keinen Fortschritt im Sinne einer Optimierung der Nutzung der Umwelt, sondern nur die Erhaltung der Anpassung und Autopoiese in einem Prozess, in dem Organismus und Umwelt in dauernder Strukturkoppelung bleiben.

Da jedes autopoietische Lebewesen ein System mit vielfältigen Interdependenzen ist, vollzieht sich ein struktureller Wandel einer Dimension des Systems nur unter gleichzeitigem, korrelativem Wandel vieler anderer Dimensionen. Solche korrelativen Veränderungen scheinen uns oft mit Umweltveränderungen zusammenzuhängen, sie werden aber von diesen nicht verursacht. Vielmehr entstehen sie aus dem strukturellen Driften, das sich beim Zusammentreffen von Organismus und Milieu ergibt, die voneinander operational unabhängig sind.

Um die Verhaltensweisen erklären zu können, müssen wir uns zunächst die Struktur des Nervensystems vergegenwärtigen, die unmittelbar mit unserem Verhalten in Verbindung steht. Bleiben wir in der Abbildungstheorie, so stellt das Nervensystem eine Art Instrument dar, das die Welt abbildet und dem Organismus eines zum Überleben angemessenes Verhalten errechnet. Das Milieu gibt dem Nervensystem seine Merkmale ein, welche es benutzt um Verhalten zu erzeugen. Folgen wir aber den hier entwickelten Ansichten einer konstruktivistischen Sicht, so müssen wir das Nervensystem als Teil des Organismus betrachten, der als solcher strukturdeterminiert operiert. Die Struktur des Milieus kann seine Veränderungen auslösen, aber nicht bestimmen. Die Konsequenz ist, dass wir als Beobachter eine Einheit in verschiedenen Bereichen betrachten können, und zwar je nach Unterscheidungen, die wir machen. Das heißt, wir können eine Einheit im Bereich seiner inneren Zustände und Veränderungen betrachten, also den Bereich, in dem die Elemente der Einheit operieren. Für diese Art der Betrachtung, für das Operieren der internen Dynamik des Systems, ist die Umwelt der Einheit irrelevant. Wir können aber auch eine Einheit betrachten, die mit ihrer Umwelt interagiert und die Geschichte ihrer Interaktionen mit ihrem Milieu beschreiben. Für diese Beschreibung ist die innere Dynamik der Elemente irrelevant.

Wir kommen erst dann in Schwierigkeiten, wenn wir, ohne es zu merken, von einem Bereich zum andern überwechseln und dabei verlangen, dass die Korrelationen, die wir (auf Grund unserer gleichzeitigen Betrachtung beider Bereiche) zwischen ihnen herstellen können, tatsächlich Bestandteile des Operierens der Einheit (in diesem Fall des Organismus und des Nervensystems) sind.

Bleiben wir jedoch bei einer sauberen logischen Buchhaltung, lösen sich diese Verwicklungen auf. Wir werden gewahr, dass wir es mit zwei Perspektiven zu tun haben, und bringen diese in einem von uns hergestellten, umfassenderen Bereich in Beziehung. So brauchen wir weder auf Abbildungen zurückzugreifen, noch brauchen wir zu negieren, dass das System in einem als Ergebnis seiner Geschichte von Strukturkoppelungen mit ihm verträglichen Milieu operiert. (Maturana & Varela, 1987, S. 148)

In seinem Aufsatz „Konstruktionen der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität“ versucht Ernst von Glasersfeld (1985) diese Annahme an Hand eines metaphorischen Beispiels zu verdeutlichen. Er betrachtet dabei einen Blinden, der einen Fluss am Rande eines Waldes erreichen möchte. Die Wege, die sich der

Blinde zwischen den Bäumen bahnt, ergeben für ihn ein Netz von Wegen, die zur Zielerreichung führen, weil sie die Bäume des Waldes meiden. Es ist eine Darstellung der verwirklichten Möglichkeiten an den Fluss zu gelangen. Von den Bäumen, dem Wald sagt es ihm nichts.

In diesem Sinn „passt“ das Netz in den „wirklichen“ Wald, doch die Umwelt, die der blinde Wanderer erlebt, enthält weder Wald noch Bäume, wie ein außenstehender Beobachter sie sehen könnte. Sie besteht lediglich aus Schritten, die der Wanderer erfolgreich gemacht hat, und Schritten, die von Hindernissen vereitelt wurden. (v. Glasersfeld, 1985, S. 9)

Nur für den Beobachter besitzt der blinde Wanderer eine „Kenntnis des Waldes“, die ihn befähigt, sich so geschickt im Wald zu verhalten. Gemeint ist damit nicht, dass der Blinde nicht über eine sprachliche und soziale Konstruktion eines „Waldes“ verfügt. Innerhalb der Sprache, in der menschliche Aushandlungsprozesse stattfinden, kann er über „den Wald“ sprechen. Aber an dem Punkt der sozialen und sprachlichen Konstruktionen sind wir hier noch nicht angekommen. Die Dynamik der inneren Zustände des Blinden zur Erreichung seiner Ziele dürfen nicht mit dessen Bewegungen im Milieu verwechselt werden. Das, was wir als Beobachter der Zustandsveränderungen eines Organismus in seinem Milieu als Verhalten bezeichnen, entspricht der Beschreibung, die wir von den Bewegungen eines Organismus in einem von uns benannten Milieu machen. Da im lebenden Organismus nur innere Zustandsveränderungen auftreten, ist Verhalten nicht etwas, das das Lebewesen an sich tut, sondern etwas worauf wir hinweisen. Durch die Erwartungen des Beobachters werden Erfolg und Misserfolg einer Verhaltensweise definiert. Laut Maturana und Varela (1987) ist Verhalten daher keine Erfindung des Nervensystems und es ist nicht ausschließlich damit verbunden. Was das Nervensystem im Zusammenhang mit Verhaltensweisen bewirkt, ist den Bereich möglicher Verhaltensweisen zu erweitern.

Maturana und Varela bezeichnen das Nervensystem als einen integralen Bestandteil einer autonomen Einheit, in der jeder Aktivitätszustand zu einem anderen Aktivitätszustand in derselben Einheit führt, weil deren Arbeitsweise operational geschlossen ist.

Mit diesem Wissen über das Nervensystem kommen wir dem Erkenntnisprozess des Organismus näher. Aus dem bisher Gesagten lässt sich schließen, dass das Erkennen notwendigerweise mit dem Organismus als Einheit sowie mit der operationalen Geschlossenheit des Nervensystems zusammenhängen muss. Alles Erkennen ist ein Tun im Sinne sensoeffektorischer Korrelationen in den Bereichen von Strukturkoppelung, in denen ein Organismus existiert. Jedes Verhalten ist stets ein Prozess der Konstruktion von Kognitionen aufgrund intern gesteuerter und determinierter Verarbeitung von unspezifischen Perturbationen. Handeln, Tun, Verhalten, Fühlen ist Maturana und Varela zufolge ein Kognizieren.

Durch die Beteiligung des Nervensystems an den Inetraktionsbereichen des Organismus, die dessen Strukturveränderungen selektieren, nimmt es am natürlichen Driften¹¹ des Organismus mit dem Ziel der Erhaltung der Anpassung teil. Es gibt keine strukturelle Koppelung, die keinen Einfluss auf die Arbeitsweise des Nervensystems hätte. Diese Plastizität entsteht durch seinen kontinuierlichen Wandel im Einklang mit dem Wandel des Milieus, als Resultat der Auswirkung seiner Interaktion. Wir werden durch Erfahrungen modifiziert.

Dem Beobachter scheinen die Strukturveränderungen, die im Nervensystem stattfinden, den Umständen der Interaktion des Organismus zu entsprechen und der Einklang mit dem Wandel des Milieus wird als adäquates Lernen aufgefasst. Lernen bedeutet hier ein Ausdruck von Strukturkoppelungen, in denen die Verträglichkeit zwischen der Arbeitsweise des Organismus und des Milieus aufrechterhalten wird.

Was ist damit gemeint, wenn eine Handlung als kognitiv bezeichnet wird?

Das Kriterium für uns, jemandem (Er-)Kenntnis zuzusprechen, ist effektives Verhalten in einem von uns definierten Bereich (vgl. das Beispiel des blinden Wanderers auf Seite 22 f.). Das heißt, die Bewertung, ob Erkenntnis vorliegt, steht immer in einem relationalen Kontext, in dem Strukturveränderungen eines Organismus einem Beobachter als Wirkung auf die Umgebung erscheinen. Die Wirkung der Strukturveränderungen wird aufgrund der Erwartungen, die der Beobachter hinsichtlich dieser Wirkung hat, eingeschätzt.

¹¹ Siehe Fußnote 10.

„Aus diesem Blickwinkel *kann jede* Interaktion eines Organismus – sein gesamtes beobachtetes Verhalten – von einem Beobachter als eine kognitive Handlung bewertet werden. So ist die Tatsache des Lebens selbst [...] nichts anderes als Erkennen im Existenzbereich [...] *Leben ist Erkennen* (Leben ist effektive Handlung im Existieren als Lebewesen)“ (Maturana & Varela, 1987, S. 191, Herv. i. Org.).

Das Nervensystem ist auf zwei Weisen an den kognitiven Phänomenen eines lebenden Organismus beteiligt. Diese ergeben sich aus seinem bereits erwähnten Operationsmodus als operational geschlossenes neuronales Netzwerk:

1. In der Erweiterung der Bereiche möglicher Zustände des Organismus.
2. durch die Ermöglichung der Verbindung einer großen Vielfalt von inneren Zuständen mit der Vielfalt von Interaktionen, in die der Organismus eintreten kann.

Durch die Herstellung neuer Dimensionen struktureller Koppelungen, ist die Entstehung von neuen Phänomenen möglich. Die menschliche Sprache ist eines davon.

2.3. Soziale Phänomene

Was den Menschen und andere Säugetiere als lebende Organismen auszeichnet, ist ihr soziales Leben. Was passiert, wenn ein Organismus mit einem Nervensystem in „strukturelle Koppelung“ mit einem anderen Organismus eintritt, soll im Weiteren Gegenstand der Betrachtung sein.

Innerhalb des Konzeptes der Autopoiesie stellt, aus dem Blickwinkel der inneren Dynamik eines Organismus, ein anderer Organismus zunächst eine „Perturbation“ dar. Es ist jedoch möglich, dass die Interaktion zwischen den Organismen im Verlauf ihrer Ontogenese einen rekursiven Charakter annimmt. Sie durchlaufen dann sozusagen eine Ko-Ontogenese, an der sie beide durch gegenseitige strukturelle Koppelung beteiligt sind (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 196). Jeder Organismus bewahrt dabei Anpassung und Organisation. Erinnern wir uns an die autopoietischen Einheiten erster Ordnung, so ist diese gegenseitige strukturelle Koppelung wie der Zusammenschluss von autopoietischen Einheiten erster Ordnung

zu solcher zweiten Ordnung (Metazeller) zu verstehen. Die gemeinsam driftenden Organismen können neue phänomenologische Bereiche hervorbringen, die von den Autoren als strukturelle Koppelung dritter Ordnung bezeichnet werden (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 196).

Der Einzelne kann im Rahmen von Koppelungen dritter Ordnung an Beziehungen und Aktivitäten teilnehmen, die nur aus der Koordination des Verhaltens von ansonsten unabhängigen Individuen entstehen können. Diese Koordinationen können durch jede Form der Interaktion zustande kommen, durch chemische, visuelle, auditive oder andere Formen der Interaktion.

Als soziale Phänomene gelten solche Phänomene, die mit der Teilnahme von Organismen an der Bildung von Einheiten dritter Ordnung durch rekursive Interaktionen zu tun haben, wobei diese Interaktionen eine operationale Umgrenzung definieren, die sie selbst einschließt (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 209). Die Bildung eines sozialen Systems setzt die strukturelle Koppelung aller Mitglieder voraus, denn ein einzelner Organismus ist nur solange ein Teil dieser sozialen Einheit, wie er Teil dieser reziproken strukturellen Koppelung ist. Das gegenseitige Auslösen von koordinierten Verhaltensweisen unter den Mitgliedern einer sozialen Einheit, kann als Kommunikation verstanden werden und stellt somit eine besondere Klasse von Verhaltensweisen dar, die beim „Operieren“ von Organismen in sozialen Systemen auftreten (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 210). Es muss zwischen phylogenetischen und ontogenetischen Kommunikationsformen unterschieden werden. Das heißt, die Verhaltensweisen, die in diesen sozialen Koppelungsbereichen auftreten können angeboren oder erlernt sein. Erlerntes kommunikatives Verhalten ist abhängig von der Ontogenese des Organismus und seiner Geschichte von sozialen Interaktionen. Diese Form des kommunikativen Verhaltens bezeichnen die Autoren als sprachlichen Bereich, da es die Grundlage der Sprache darstellt, mit dieser aber noch nicht identisch ist (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 223). Damit ist gemeint, dass sprachliches Verhalten beim Menschen Verhalten in einem Bereich gegenseitiger ontogenetischer Strukturkoppelung darstellt, den wir Menschen als ein Ergebnis unserer kollektiven Ko-Ontogenese herstellen und aufrechterhalten. Wörter sind somit ontogenetisch festgelegte Koordinationen von Verhalten (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 225).

„So gesehen, ist der Mangel an Ähnlichkeit zwischen einem bestimmten sprachlichen Verhalten und der Aktivität, die dadurch koordiniert wird [...] gar nicht unerwartet und mit dem der Strukturkoppelung zugrunde liegenden Mechanismus vollständig konsistent.“(Maturana & Varela, 1987, S. 225).

Wie entstehen die sprachlichen Bereiche?

Die sprachlichen Bereiche entstehen in einem konstruktivistischen Verständnis als ein kulturelles Driften in einem sozialen System. Der Prozess ist der einer Transformation von Verhalten, bedingt durch die Erhaltung des sozialen Systems mittels des Verhaltens seiner Bestandteile. Das Besondere an der menschlichen sprachlichen Verhaltenskoordination ist, dass sie einen neuen Bereich von Phänomenen hervorbringen, das „*Reich der Sprache*“.

Es sind diese „neuen phänomenologischen Bereiche“ in denen sich durch rekursive Interaktion, durch Kontext und Intersubjektivität, menschliche *Erkenntnis, Sinn und Bedeutung entwickeln*.

3. Das Reich der Sprache

Ich möchte in dieser Arbeit nicht auf Sprachenstehungs- und Sprachentwicklungstheorien eingehen, da dies den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Deutlich soll an dieser Stelle vor allem werden, dass es die Sprache ist, in der wir als Menschen existieren, dass unsere Existenz durch Sprache erst möglich wird. Das „Reich der Sprache“ entsteht durch unsere Einbettung in eine soziale Welt und durch die Koordination unserer Handlungen, die durch diese Einbettung notwendig wird.

Indem ein Beobachter in der Sprache mit andern Beobachtern operiert, erzeugt dieses sprachfähige Wesen das „Ich“ und seine Umstände als sprachliche Unterscheidungen im Rahmen seiner Teilnahme an einem sprachlichen Bereich. Somit entsteht Bedeutung als eine Beziehung von sprachlichen Unterscheidungen. Bedeutung und Sinnhaftigkeit werden Teile unseres Bereiches der Erhaltung der Anpassung. Wir Menschen existieren in einem sprachlichen Bereich, der durch unser Operieren in der Sprache unter Erhaltung der Anpassung erzeugt wird. Nur in der Sprache existieren wir als menschliche Wesen.

3.1. Der Bereich des „Geistigen“ und des „Selbst“ aus konstruktivistischer Sicht

Wenn wir als menschliche Wesen in einem Bereich der Sprache existieren, der durch unser Operieren in der Sprache erzeugt wird, welche Rolle spielt dann unsere sprachliche Verbundenheit bei der Erzeugung des „Geistigen“ im Menschen und wie trägt sie dazu bei, dass wir Menschen einen Bereich des „Selbst“ erzeugen?

Innerhalb der Theorie der Selbstorganisation versuchen sich die Autoren dieser Frage zunächst durch Beobachtungen, die an neurochirurgischen Patienten, die an Epilepsie litten, gemacht worden sind, zu nähern. Um die Ausbreitung der epileptischen Aktivität von einer Gehirnhälfte auf die andere zu vermeiden, wurde bei diesen Patienten der Corpus callosum (Struktur des Gehirns, die die Verbindung der beiden Gehirnhälften herstellt) durchtrennt. Dies hatte zur Folge, dass die

Gehirnhälften nicht mehr als Einheit funktionierten, sondern jede Gehirnhälfte bildete für sich mit dem Rest des Nervensystems eine operationale Einheit. Dadurch erschienen die Patienten nach der Operation wie drei verschiedene Personen: eine „Linke-Hemisphäre-Person“, eine „Rechte-Hemisphäre-Person“ und die äußere Kombination der beiden in einem gemeinsamen Körper.

Da nach heutigen Erkenntnissen davon ausgegangen wird, dass unsere sprachliche Verarbeitung vorwiegend linkshemisphärisch abläuft, konnte nur noch die „Linke-Hemisphären-Person“ Sprache verstehen, sprechen und schreiben. Dies konnte durch gezielte experimentelle Versuche, bei denen entweder über die linke oder rechte Gehirnhälfte visuell mit den Personen interagiert wurde, festgestellt werden.¹² Entscheidend für unsere Betrachtung sind experimentelle Versuche, die mit einem geringen Prozentsatz von Menschen durchgeführt wurden, die über beide Gehirnhälften Sprache erzeugen können (vgl. Gazzangia & LeDoux, 1978). In diesen Versuchen wurde beispielsweise die Frage „Was willst du später werden?“, durch spezielle Versuchsanordnungen (siehe Fußnote 12), getrennt an beide Gehirnhälften gestellt. Als Antwort erhielten die Versuchsleiter unterschiedliche Berufswünsche. Was heißt das nun in Hinblick auf die anfangs gestellte Frage? Es wird deutlich, „daß es kein Selbstbewußtsein ohne die Sprache als ein Phänomen der sprachlichen Rekursion gibt. Selbstbewußtsein, Bewußtsein, Geist – das sind Phänomene, die in der Sprache stattfinden.“ (Maturana & Varela, 1987, S. 249, Herv. i. Orig.). Und in der Sprache werden Selbst-Bewusstsein und Geist sozial ausgehandelt. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass wenn man der rechten Gehirnhälfte einen schriftlichen Befehl erteilte, beispielsweise „Kratze dich!“, und später an die linke Hemisphäre, die den Befehl nicht „gesehen“ hat, die Frage stellte, warum die betroffene Person sich gekratzt hat, so war die Person in der Lage eine kohärente Antwort zu erfinden. Dass heißt, sie antwortete beispielsweise, „Weil es mich juckt“. Diese Antwort entspricht ihrer Erfahrung und reflektiert, wie diese Erfahrung gelebt wird. Was wir sagen, reflektiert somit das, was wir leben, und nicht das, was aus dem Blickwinkel eines unabhängigen Beobachters (der in

¹² Für detaillierte Versuchsbeschreibungen siehe Maturana & Varela (1987). *Der Baum der Erkenntnis* Bern: Scherz.; Gazzangia & LeDoux. (1978). *The Integrated Mind*. New York: Plenum Press.

unserem Fall ja den Befehl zum Kratzen gegeben hat) geschieht. Vielmehr noch, es sind unsere Erzählungen, in denen wir Erfahrung nicht nur mitteilen, sondern diese zuerst in unseren Erzählungen gestalten (vgl. Bruner, 1998, S. 52).

Wir haben es immer mit erzählerischen Darstellungen der „Realität“ zu tun. „Es gibt keine nichterzählerischen Tatsachen“ (Schafer, 1992, S. 309). Das bedeutet, wir verfügen nur über Erzählungen, Versionen des Wahren und Realen und jedes Individuum muss als Erzähler innerhalb seines Lebenskontextes seine Erzählung konstruieren. Es erschafft diesen Lebenskontext damit zugleich. In unseren Erzählungen versuchen wir „Identität und Anpassung“ zu bewahren.

3.2. Narrative Psychologie

Die Annahme, dass der Mensch innerhalb der Sprache existiert und seine Wahrnehmung und seine Erfahrungen in Form von Erzählungen konstruiert, verbunden mit einer konstruktivistischen Kritik an der klassischen Erkenntnistheorie, wird innerhalb der Psychologie vor allem von der „Narrativen Psychologie“¹³ vertreten.

Die Narrative Psychologie hat sich in den frühen 1980er Jahren aus der Kritik an der klassischen „Mainstream-Psychologie“ entwickelt und kann als Reaktion auf das Aufkommen postmoderner Theorien in der Philosophie und den Sozialwissenschaften verstanden werden. Eine entscheidende Rolle spielten hierbei auch die Entwicklungen im Poststrukturalismus.¹⁴

Angestoßen durch die konstruktivistischen Zweifel an der Fähigkeit positivistischer, repräsentationistischer Wissenschaft, psychologische Problemstellungen zu lösen, lassen sich schließlich verschiedenste Entwicklungen innerhalb der Psychologie

¹³ Der Beginn der Bewegung der „Narrativen Psychologie“ wird häufig mit der von Theodore Sarbin herausgegebenen und eingeleiteten Aufsatzsammlung: *Narrative Psychology. The Storied Nature of Human Conduct*. New York: 1986, verbunden.

¹⁴ Zum Paradigmenwechsel in der Psychologie siehe z.B.: Bruder, K.- J. (1993). *Subjektivität und Postmoderne. Der Diskurs der Psychologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp; Kleeberg-Niepage, A. (2006, August). Rezension zu: *Psychologie & Gesellschaftskritik* (2005). Heft 3/4 : „Psychologien“. *Forum Qualitative Sozialforschung* [On-line Journal].

aufzeigen, die sich auf die Annahmen konstruktivistischer und „narrativer“ Ideen stützen.¹⁵

Vertreter der „Narrativen Psychologie“ gehen davon aus, dass Menschen ihrem Leben Sinn und Bedeutung verleihen, indem sie Erlebnisse in Form von Geschichten und Erzählungen wiedergeben bzw. Sinn und Bedeutung sich erst im Moment des Erzählens, im Sprechen konstituieren. Die Erzählungen bestimmen nicht nur die Bedeutungen, die Menschen ihren Erfahrungen geben, sondern bestimmen zudem weitgehend, welche Aspekte ihrer Erfahrungen ausgewählt werden und zum Ausdruck kommen. Einzelne Lebensereignisse und Erfahrungen werden nicht als der Wahrheit entsprechend betrachtet, sondern die Verbindungen und Folgerichtigkeiten werden vielmehr erst im Prozess des Erzählens (der Narrativierung) vom Subjekt erschaffen.

Eine Erzählung ist ein Rahmen mit einer zeitlichen Dimension – sie verläuft durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – und ermöglicht es den Menschen, Aspekte ihrer Erfahrungen im Zeitverlauf und nach bestimmten Themen oder „Handlungen“ miteinander zu einer Art „Handlungslandschaft“ (vgl. Bruner, 1986) zu verbinden. Diese Strukturierung von Erfahrung in einer „Landschaft“ von Handlungen verschafft den Menschen ein Gefühl von Lebensentfaltung, ein Gefühl von Selbstentwicklung.

Die Erzählungen über unser Selbst und unser Leben sind kein „wahres“ Abbild des Erlebten oder der Wirklichkeit, sondern der Versuch des Erzählers, aus der Perspektive des hier und jetzt eine für sich selbst (und den Zuhörer) kohärente Geschichte der Welt und seines Lebens zu erzählen.

Das „Hervorbringen“ einer „äußeren“ Welt und einer „inneren“ Welt, in Form von Selbsterzählungen, soll im folgenden Teil im Mittelpunkt stehen.

¹⁵ So etwa im Bereich der Kognitionspsychologie mit den Arbeiten Bruners (vgl. Bruner, 1986; 1990; 1998), in der Sozialpsychologie verbunden mit dem „sozialen Konstruktivismus“ von Gergen (vgl. Gergen, 1985; 1988; 1990; 2002) und in der Psychoanalyse beispielsweise mit den Arbeiten von Bruder (1993b; 1994; 1996; 1998; 2003; 2004) und Schafer (vgl. Schafer, 1982; 1992).

3.3. „Erzählungen des Lebens“

Unsere Sprache und das Sprechen ist das, „womit wir ‚unsere Welt‘ konstruieren, nicht nur die Welt der Dinge, sondern ebenso unsere ‚innere‘ (psychische) Welt – indem wir ‚über‘ diese reden“ (Bruder, 2004, S.98). In unseren Erzählungen und Geschichten versuchen wir unser Erleben zu ordnen, zu bearbeiten und zu begreifen. Erst in dieser geordneten „Sequenz“ einer Geschichte und deren Interpretation gewinnen unsere Eindrücke und Erfahrungen einen Sinn, konstituiert sich unser Selbst.

Es ist die Sprache, in der ein „Selbst“, als Selbst-Erzählung entsteht. In unseren sprachlichen Interaktionen, in denen wir uns bewegen, halten wir unser Selbst aufrecht.

Wir haben gesehen, dass ein lebendes System in einem konstruktivistischen Verständnis so organisiert ist, dass es innere Regelmäßigkeiten erzeugt. Das gleiche geschieht in der sozialen Gemeinschaft durch die Sprache im Netzwerk der Gespräche, das Sprache hervorbringt und durch seine Geschlossenheit eine bestimmte Einheit einer menschlichen Gesellschaft konstituiert. Diese operationale Kohärenz unseres Existierens in einem gemeinsamen sprachlichen Bereich ist das, was wir Maturana & Varela zufolge als „Bewusstsein“ oder „unseren Geist“ und unser „Ich“ erfahren. Daraus folgt, dass der Geist als Phänomen des „In-der-Sprache-Seins“ im Netz sozialer und sprachlicher Koppelung nichts ist, was sich in unserem Gehirn befindet, sondern Bewusstsein und Geist gehören dem Bereich unseres sozialen Lebens an, und auch erst dort kommt ihre Dynamik zum Tragen (vgl. Maturana & Varela, 1987, S. 252). Da wir in der Sprache existieren, sind die sprachlichen Bereiche, die wir in unseren Interaktionen erzeugen, selbst Teile des Bereichs unserer Existenz und stellen einen Teil des Milieus dar, in dem wir unsere Identität und Anpassung erhalten. Daher kann Sprache auch nicht als Mittel dienen eine äußere Welt abzubilden. Folgen wir Maturana und Varela (1987), ist es vielmehr so, dass der Akt des Erkennens in der Koordination des Verhaltens, welche die Sprache konstituiert, eine Welt durch das „In-der-Sprache-Sein“ hervorbringt (vgl. S. 253). Weil wir in der Sprache existieren, verleihen wir unserem Leben in der gegenseitigen sprachlichen Bezogenheit Gestalt. In unserer „ko-ontogenetischen

Koppelung“ mit den andern bestehen wir als „dauerndes Werden“ in einer sprachlichen Welt, die wir gemeinsam erschaffen.

Wir konstruieren uns und die „Wirklichkeit“, in der wir leben, in der Sprache, in *Erzählungen unseres Lebens*. Diese Erzählungen müssen immer wieder aufs Neue untereinander ausgehandelt werden. Es sind diese Aushandlungsprozesse, die unsere Selbst - Erzählungen und unsere Wirklichkeit entstehen lassen. Unsere Erzählungen sind die primär strukturierenden Schemata, durch die wir ein Verhältnis zu uns selbst, zu Anderen und zur physischen Umwelt organisieren und als sinnhaft auslegen. Wir konstruieren bzw. verdichten Erfahrungen mittels spezifischer Weisen der Selbsterzählungen und Erzählungen über die Welt (vgl. Grossmann, 2000, S. 25). Das macht die Einzigartigkeit des Menschen aus, das „wir kulturell und intellektuell mit Hilfe einer Sprache existieren, die den Einzelnen, den anderen, die Zeit, Metaphern, Hypothesen, unsere Sterblichkeit und vieles andere mehr umspannt“ (Schafer, 1982, S. 21).

Dadurch, dass aus der konstruktivistischen Perspektive das „Selbst“ innerhalb unserer sozialen Einbettung, aus sprachlichen Konstruktionen hervorgeht und als eben solche sprachliche Konstruktion gesehen wird, wird unsere Identität als Entität aufgelöst. Identität ist die Erzählung seiner Selbst – eine Selbstnarration. Die Konstruktion unserer Selbstnarrationen ist ein lebenslanger Prozess. Die Sprache, die wir dabei benutzen, macht uns zu dem, was wir sind, von dem Moment an, wo wir sie benutzen. Das bedeutet aber auch, dass wir die Sprache jederzeit wechseln können, die Erzählungen des Selbst jederzeit neu konstruiert und narrativ umstrukturiert werden, und letztlich befähigt uns die Sprache zur Lüge. Wir erzählen zahlreiche Selbstformen, je nachdem in welchem Lebenskontext wir uns bewegen.

Es gibt kein verborgenes Selbst, keinen festen Kern der enthüllt werden kann, sondern wir entwickeln unser Selbst in Interaktion mit dem Verständnis und der Konstruktionen der Anderen. Gleichzeitig verhelfen uns die sprachliche Konstruktion des Selbst und fest begründete, akzeptierte Möglichkeiten der Erzählweisen dazu, überhaupt von einem einheitlichen und dauerhaften Selbst zu sprechen. Das Selbst kann man „als eine Reihe erzählerischer Strategien oder Handlungsstränge betrachten, denen jeder Mensch folgt in dem Versuch, eine

emotional zusammenhängende Darstellung seines Lebens unter anderen Menschen zu entwickeln“ (Schafer, 1992, S. 63).

Was wir aber bei dem bisher Gesagten nicht aus den Augen verlieren dürfen, sei schon an dieser Stelle kritisch angemerkt: Wir konstruieren zwar uns und unsere Welt erzählerisch, aber wir sind zugleich nicht frei, jede beliebige Erzählung zu wählen. Wir sind nicht nur Autor unserer Erzählung, sondern wir finden kulturelle Texte, Lebensskripte¹⁶ immer schon vor, an die wir unsere Erzählungen anpassen müssen. „Unsere Wahl bewegt sich zunächst innerhalb des Rahmens jener Geschichten, die wir von andern gehört haben, die andere über uns (und über sich) uns erzählt haben, – zunächst die Eltern, dann andere. Und immer gehen in diese Erzählungen die Geschichten ein, die sie selbst gehört und gelesen haben“ (Bruder, 2006, S.1) – die Geschichten des gesellschaftlichen Diskurses, die Geschichten der „sozialen Arena“.

Die Auflösung der Identität als „fester Kern“, als erreichbarer Zustand wird innerhalb der konstruktivistischen Psychotherapie als Chance gesehen. Es wird möglich eine neue, eine andere Geschichte zu erzählen. Um konstruktivistische Betrachtungsweisen von Psychotherapie (insbesondere der Psychoanalyse) soll es im weiteren Teil der Arbeit gehen. Das bedeutet, die bisher dargestellten konstruktivistischen Ansätze sollen im Bereich der Psychotherapie „angewendet“ werden und die Konsequenzen, die diese Betrachtungsweise für die allgemeingültige Auffassung von Psychotherapie zur Folge hat, dargestellt werden.

¹⁶ Laut Gergen & Gergen (1983) lassen sich vereinfacht drei Arten von Texten unterscheiden, die eine Grundmatrix für häufige Selbst-Erzählungen in unserer (westlichen) Welt darstellen:

1. *Erzählungen der Progression*. Sie fokussieren Entwicklung, Vorwärtsschreiten, Gelingen und thematisieren Ressourcen, günstige Umstände, Ziele, Lösungen. Sofern sie von Hindernissen und Einschränkungen handeln, beschreiben sie zugleich deren Überwindung. Ein häufiges Leitthema ist das des Weges „vom Schatten zum Licht“.
2. *Erzählungen der Stabilität*. Sie thematisieren Barrieren, handeln aber zugleich auch von Möglichkeiten des Arrangements und Standhaltens. Wenn Ziele vorkommen, sind diese offener und bescheidener formuliert.
3. *Regressive Erzählungen*. Sie fokussieren Verluste und Einschränkungen, Lebensschwierigkeiten, widrige Umstände und Defizite. Sie entwerfen ein Bild des Unterliegens, des Scheiterns. Diese Erzählungen kreisen um das „negative Ende“ bei dem sich das Leben von seinen Zielen entfernt. Sie können aber auch Solidarität, Anteilnahme und Hilfe generieren und die Bewältigung von Schicksalsschlägen ermöglichen.

Zur Erzählstruktur von Selbstnarrationen siehe auch Gergen, K. J. (2002). *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 94 ff.

4. Konstruktivismus und Psychotherapie

Wenn wir uns in den folgenden Kapiteln mit einer konstruktivistischen Betrachtungsweise von Psychotherapie und den Konsequenzen dieser Betrachtungsweise für die Therapie auseinandersetzen, so bedarf es zunächst der kurzen Darstellung dessen, was in einem traditionellen Verständnis der „akademisch-experimentellen“ Psychologie unter Psychotherapie verstanden wird. Folgt man dem „Wörterbuch der Psychologie“ von Werner D. Fröhlich, so wird mit dem Begriff „Psychotherapie“ im Allgemeinen ein *Interventionsverfahren* bezeichnet, bei dem in Übereinkunft zwischen dem Klienten und dem Therapeuten auf dem Weg der Kommunikation und planvollen *Beeinflussung* und *Zielsetzung*, Verhaltensweisen, Befindlichkeiten und Sichtweisen, die Leid verursachen, abzubauen versucht werden (vgl. Fröhlich, 1968).

Wissenschaftliche Psychotherapieverfahren lassen sich nach Eichmann und Mayer (1985) durch folgende Kriterien von anderen Interventionsverfahren abgrenzen:

Auswahl und Einsatz psychotherapeutischer Maßnahmen sollten auf Ergebnissen fachkundiger Anamnese, Exploration und Diagnose beruhen und von klaren Indikationen geleitet sein. Ihnen sollen wissenschaftlich begründete und erlernbare Regelsysteme der Anwendung zugrunde liegen. Die Wirksamkeit soll aus wissenschaftlichen Aussagesystemen (Theorien, Modelle) hergeleitet und mit wissenschaftlichen Methoden, durch therapiebegleitende Diagnostik und Effektkontrolle überprüfbar sein.

4.1. Konstruktivistische Betrachtungsweisen von Psychotherapie

Was bleibt von Psychotherapie erhalten, wenn man von den konstruktivistischen Konzepten der Selbst-Organisation und Selbsterschaffung ausgeht? Denn als autopoietische Lebewesen können wir zwar durch äußere Umstände zu einem Wandlungsprozess angestoßen werden, bestimmend für den tatsächlichen Wandel sind diese aber nicht. Psychotherapie als Intervention scheint zunächst ihres Sinns beraubt.

Lösen wir uns von der Annahme es gäbe eine Möglichkeit des Zugriffs auf ein „objektives, wissenschaftliches Wissen“, so ist auch der Therapeut nicht länger im Besitz eines solchen Wissens. Seinen therapeutischen Maßnahmen können keine wissenschaftlich begründeten und erlernbaren Regelsysteme der Anwendung zugrunde liegen (siehe oben). Die Probleme, die er bei seinen Klienten sieht, sind keine Merkmale, die man von diesem Wissen und Regelsystem ableiten kann, sondern Zuschreibungen des Therapeuten. Es sind seine Zuschreibungen, denn aus konstruktivistischer Sicht entspricht das, was wir als (hier problematisches) Verhalten an dem Anderen erkennen, der Beschreibung, die wir in einem von uns konstruierten Bezugsrahmen machen (vgl. Kapitel 2.2.).

Wie können wir den Therapeuten dann noch als „Helfer“, als Experten begreifen?

Aus den bisherigen Darlegungen zum Konstruktivismus ergibt sich für die Rolle des Therapeuten die Konsequenz, dass auch die Beschreibungen und die daraus resultierenden Interpretationen des Therapeuten keine objektiven Beobachtungen sein können. Der Beobachter ist nicht von der Beobachtung zu trennen (vgl. Kapitel 1.2.). Die Interpretationen, die der Therapeut in seiner Analyse der Probleme vornimmt, sind an seine Vorstellungen gebunden. Er kann nur das sehen, was sein „Blickwinkel“ erfassen kann. Was er erfassen kann und die Konstruktionen von Beschreibungen, die er daraus bildet, sind zum einen wiederum abhängig von dem, was der Klienten ihm durch seine Erzählung zu erfassen ermöglicht und von der Art und Weise, wie der Klient seine Konstruktionen aufbaut. Das heißt, ob sie überhaupt vom Klienten als annehmbare, in sein System integrierbare Konstruktionen gehört werden und einen Wandel anstoßen. Da der Therapeut von der Position des Experten in die eines „Nicht-Wissenden“ gerückt wird, können seine Annahmen und Interpretationen keine Allgemeingültigkeit mehr beanspruchen. Er muss sich auf die individuelle Geschichte des Klienten einlassen, mehr noch, er ist auf diese Erzählung angewiesen, um den Klienten verstehen zu können. Er ist nicht Wissender, sondern Nicht-Wissender. Seine therapeutischen Fragen, die er aus der Position des „Nicht-Wissenden“ stellt und nicht aus einem vorhandenen theoretischen Wissen ableiten kann, können folglich nicht dazu dienen, seine theoretischen Hypothesen zu belegen, sondern sie dienen vielmehr dazu, die Geschichte des Klienten besser zu verstehen und „[...] to allow the client to lead the

therapist's own range of understanding into question“ (Anderson & Goolishian, 1992, S. 32). Die Fragen des Therapeuten finden ihre Antworten nur in der Wiedererzählung der Erfahrung des Klienten. In dem Bemühen die Geschichte des Klienten zu verstehen, zeigt der Therapeut dem Klienten, dass er seine Geschichte ernst nimmt und ihr eine eigene „Wahrheit“ zuspricht. Die Fragen können somit nicht dazu dienen dem Klienten bewusst zu machen, dass seine Geschichte „pathologisch“ ist, sondern sie sollen die Erzählung des Klienten fördern. Sie sollen das bisher noch nicht Gesagte, noch nicht Gewusste in den Bereich des Möglichen bringen und die Erzählung nicht in eine, vom Therapeuten vorgegebene Richtung lenken. Die Fragen und Erzählweisen, die der Therapeut aus der Position des „Nicht-Wissenden“ anbietet, können somit nicht den Anspruch haben, die des Klienten zu ersetzen, sondern werden als Anstoß für den Klienten gesehen, eine neue Erzählung aus seinem Repertoire zu formulieren. Das Erzählen seiner Geschichte ist die Konstruktion der Vergangenheit in der Gegenwart. Die Geschichte spiegelt die Wiederbeschreibung der Erfahrung des Erzählers in Beantwortung dessen wider, was vom Therapeuten nicht gewusst wird.

Die Aufgabe des Therapeuten in der konstruktivistisch orientierten Psychotherapie besteht also darin, dem Klienten Raum zu lassen, seine Geschichte vor ihm zu entfalten und auf das noch nicht Gesagte zu achten. Dadurch, dass sie vor ihm entfaltet wird, ist er ebenfalls an der Entwicklung der Geschichte beteiligt und wird zum „Ko-Autor“ der neuen Erzählung des Klienten: „[...] the role of the therapist is that of a conversational artist – an architect of the dialogical process – whose expertise is in the arena of creating a space for [...] a dialogical conversation“ (Anderson & Goolishian, 1992, S. 27).

Für den psychotherapeutischen Prozess bedeutet die konstruktivistische Sichtweise vor allem, dass Psychotherapie als Interventionsverfahren keinen Effekt aus sich heraus hat, sondern dass therapeutisches Wissen seine Bedeutung nur im Austausch und durch die Koordination der Vorstellungen des Therapeuten und des Klienten, durch rekursive Interaktion erhält (vgl. Abschnitt 2.2.). Das Ziel von Psychotherapie besteht also nicht darin, dem Klienten durch das Wissen des Therapeuten eine Wahrheit über sich zu offenbaren, sondern das Wissen über „seine Wahrheit“ wird im Prozess des gemeinsamen Erkennens selbst produziert; Erkennen als

„andauerndes Hervorbringen einer Welt“ (vgl. Maturana & Varela, 1987), als Hervorbringen einer Geschichte, – die Geschichte des Klienten.

4.2. Die „problematische Erzählung“ des Klienten

Die leitende Metapher konstruktivistischer Psychotherapie sind diese Geschichten, diese narrativen Konstruktionen von menschlicher Not und ihrer Bewältigung.

Wir existieren in Sprache und die sprachlichen Bereiche, die sprachlichen Phänomene die wir in unseren Interaktionen erzeugen, sind selbst wieder Teile unserer Existenz (vgl. Kapitel 3.2.). Aus einer konstruktivistischen Perspektive sind folglich auch die Probleme, die Menschen dazu veranlassen sich in eine Therapie zu begeben, als „problematische Erzählung“ im Bereich der Sprache zu verorten. „Probleme als Kategorie bzw. wertende Unterscheidung ist ein sprachliches Phänomen. Es tritt nur in der Welt der Sprache auf“ (Grossmann, 2000, S. 23). Psychotherapie als heilendes Interventionsverfahren kann aus konstruktivistischer Sicht nur wirksam sein, wenn sie (in einem gemeinsamen Wandlungsprozess) die Rede, die Erzählweise des Klienten verändert.

Wir versuchen unsere „problematischen Erzählungen“ zu variieren um eine bessere „Passung“ herzustellen. Sind die Möglichkeiten der Variation eingeschränkt, kommt es zur Verfestigung unserer Erzählweisen und Stabilisierung des Problems. Grossmann (2000) sieht die Verfestigung in einer internalen und / oder externalen Begrenzung der Möglichkeiten begründet. Die internale Begrenzung kann die Folge gelebter und erlebter persönlicher Geschichten sein. Die externale Begrenzung Folge von Einschränkungen möglichen Erzählens innerhalb einer sozialen Lebenswelt.

Im Prozess des Austausches zwischen dem Klienten und dem Therapeuten wird versucht diese Verfestigung aufzulösen. Die „problematische Erzählung“ des Klienten soll sich durch einen Wechsel in einen anderen Diskurs, in eine andere Erzählweise verändern. In dieser neuen Erzählweise existiert das Problem so nicht mehr und verschiedene mögliche Interaktionen bestimmen den Kontext und Rahmen der Erzählung mit. Ausgangspunkt ist dabei immer die Geschichte des Klienten, die er vor dem Therapeuten (und dadurch mit dem Therapeuten) entfaltet. Die

Entfaltung unserer Geschichten “is the process of defining who we are in interaction with other people’s perceived understandings of us. This is a recursive process” (Lax, 1992, S. 71).

Dabei gibt es nicht die eine richtige Erzählung, denn diese ist immer auch abhängig vom „Hörer“, das heißt abhängig von demjenigen, dem sie erzählt wird. Diese neue Erzählweise muss vor allem, um es mit dem bereits beschriebenen Konzept der „Perturbation“ von Maturana und Varela (1987) auszudrücken, so sein, dass sie den Klienten dazu anstößt seine bisherige Erzählweise (Struktur) zu ändern. Sie darf aber nicht zu different vom Repertoire des Klienten sein, damit sie für ihn integrierbar bleibt. Sie muss integrierbar für den Klienten sein, aber entscheidend ist auch, „daß diese neue Form der Bedeutung in der sozialen Arena außerhalb [der Therapie; L.S.] nützlich ist. Die Grenzen unserer Erzählungen sind konstruiert durch politische, ökonomische, soziale und kulturelle Beschränkungen und Potentiale“ (Bruder, 2003, S. 2490). Wer „unbegrenzt“ konstruiert, läuft vielleicht Gefahr den Raum einer sozial geteilten Wirklichkeit zu verlassen.

4.3. Der therapeutische Prozess als Prozess sprachlichen Wandels

Psychotherapie ist also dann erfolgreich, wenn die neugeschaffene Erzählung sich von jenen unterscheidet, die der Klient und sein Bezugssystem zuvor konstruiert haben, und wenn die Wiederholung derselben Erfahrung unterbrochen wird, die den Klienten in die Therapie brachte. „Das entscheidende Merkmal therapeutisch effektiven Erzählens ist formal gesehen die Produktion von Unterschieden: von Unterschieden zur problemproduzierenden Erzählung des Klienten“ (Retzer, 1996, S. 151, zit. nach Grossmann, 2000, S. 22).

Die Dominanz der „problematischen Erzählung“ des Klienten gründet nicht in ihrer Fähigkeit, die Wirklichkeit besser abzubilden als es andere Erzählungen könnten. „Ihre Dominanz gründet in ihrer Einbettung in ein System des Geglauten“ (Grossmann, 2000, S. 31). Dieses System muss durch die therapeutische Arbeit in Frage gestellt werden und durch das Infragestellen kann ein Raum geschaffen werden, in dem alternative Erzählungen möglich werden. Jedes Erzählen ist zugleich

der Ausschluss all der anderen Möglichkeiten des Erzählens, die im Augenblick nicht realisiert werden. Therapie, verstanden als eine gemeinsame Konstruktion von Erzählungen, soll diese ausgelassenen Erzählungen erkunden und in den Bereich des „Erzählbaren“ bringen. „Psychotherapy can then be defined as a process of co-constructing a context in which a change in the *set* of alternatives from choice is made becomes possible” (Fruggeri, 1992, S. 48).

White (1992) schlägt zur Durchbrechung der „problematischen Erzählung“ eine Methode der „Objektivierung“ der Probleme des Klienten vor. Durch die „Objektivierung“ der Probleme wird es dem Klienten möglich ein „externalisierendes Gespräch“ über seine Probleme zu führen und in einer Art „Gegen-Sprache“ über sich zu sprechen (vgl. White, 1992, S. 52). Solche „externalisierenden Gespräche“ sollen die Bedingungen des Entstehens der bisherigen Erzählung des Klienten sichtbar machen und sie ins Wanken bringen. Sie helfen dem Klienten dabei „die privaten Geschichten und die kulturellen Überzeugungen, in denen sie leben, zu erkennen und zu identifizieren; jene Geschichten, [...] die ihr Leben bestimmen und etwas aussagen über ihre persönliche Identität“ (White, 1992, S. 52). Eingeleitet werden „externalisierende Gespräche“ indem man den Klienten ermuntert, die Entwicklungen des Problems und die Auswirkungen dieses auf ihr Leben zu schildern. Dabei geht es besonders um die Frage, wie das Problem ihr Selbstbild und die Wahrnehmung ihrer persönlichen Beziehungen beeinflusst hat. Dann bittet man den Klienten darzustellen, welche Einflüsse diese Sichtweise wiederum auf ihr Leben allgemein und auf ihren Umgang mit anderen Menschen ausüben. Daran anschließend erfolgt häufig eine Exploration dessen, wie sie in solche Sichtweisen eingeführt wurden.

Wenn Menschen sich auf solche externalisierenden Gespräche einlassen, machen ihnen ihre privaten Geschichten keine Vorschriften mehr, wie sie ihre Identität zu sehen haben und worin die Wahrheit ihrer persönlichen Beziehung besteht – diese Geschichten lassen nicht mehr das Leben dieser Menschen erstarren. Sie erleben dann eine Ablösung, eine Entfremdung von diesen Geschichten. (White, 1992, S. 52)

Die Distanzierung von den dominanten, bestimmenden Erzählungen soll dem Klienten ermöglichen sich an Erfahrungen zu orientieren, die diese Erzählweisen in Frage stellen bzw. ihnen widersprechen. Die aufscheinenden Widersprüche, die

White als „Ausnahmen“ bezeichnet (vgl. White, 1992, S. 53), bieten eine Orientierung für die therapeutische Arbeit. „Sie liefern einen Ansatzpunkt für die Entstehung und/oder Wiederbelebung alternativen Wissens“ (White, 1992, S. 53). Die Aufgabe des Therapeuten besteht auch bei White darin, sich für diese „Ausnahmen“ zu sensibilisieren und den Klienten durch seine Fragen darin zu unterstützen, alternative Erzählungen zu entwickeln. Sie sollen ihre „Klientinnen zur Neugier [...] provozieren, Neugier gegenüber dem vorherrschenden, bisher als selbstverständlich erachteten Wissen bzw. den Praktiken, die ihr Leben bestimmt haben“ (White, 1992, S. 62).

Aus der Sicht des Konstruktivismus sind wir im Prozess der Konstruktion der Welt an unsere spezifische Art zu sein, an unsere „Landkarten“, die wir von ihr anfertigen gebunden. „Wir können sie aber auch verändern. Wir haben die Macht dazu. Die Schöpfung von neuen Erzählungen eröffnet die Chance dafür [...]. Die transformative Kraft der Erzählung liegt in ihrer Fähigkeit, die Ereignisse unseres Lebens in den Kontext neuer und anderer Bedeutungen zu stellen“ (Bruder, 1996, S. 322)

Was von Psychotherapie bleibt, ist also die Möglichkeit innerhalb der Therapie eine neue, bisher ungehörte Geschichte auftauchen zu lassen. In der „différance“ (Derrida) zwischen Gesagtem und (noch) nicht Gesagtem liegt immer ein Potential, eine andere Position einnehmen zu können, eine andere Geschichte zu formulieren. Diese Geschichte ist das Ergebnis einer gemeinsamen Konstruktion des Wandels. „Therapy is a process of continuing to engage in a conversation with the intention of facilitating/ co-creating/ co-authoring a new narrative with the clients without imposing a story on them“ (Lax, 1992, S. 74). Oftmals verändert sich durch diesen Konstruktionsprozess nicht die Lage, die Situation an sich, sondern lediglich die Zuschreibung von Sinn und Bedeutung. Diese neuentwickelte Zuschreibung hat nicht den Anspruch „wahrer“ als die vorherige zu sein, sie verursacht lediglich weniger Leid. Im Sinne von v. Glasersfeld ist die neue Geschichte eine „passendere“ Wirklichkeitskonstruktion und -bewältigung (vgl. Kapitel 1.1.).

4.4. Zwei Beispiele

Im Folgenden sollen die geschilderten konstruktivistisch orientierten Ansätze von Psychotherapie an Hand von zwei Beispielen verdeutlicht werden. Die Beispiele sind dem Buch „Der Fluss des Erzählens. Narrative Formen der Therapie“ von Grossmann (2000, S. 83 ff.; S. 118 ff.) entnommen und stellen Sequenzen aus Therapiesitzungen dar.

1. Beispiel:

Der erste Dialogausschnitt zeigt das Hinterfragen einer dominanten Erzählung einer Klientin: die Erzählung der Sinnlosigkeit. Die Klientin kam nach wiederholten Suizidversuchen auf Vermittlung ihres Psychiaters zur Therapie. Das Infragestellen der dominanten Erzählung soll, wie bereits geschildert, den Raum für die Konstruktion einer alternativen Erzählung öffnen. Der Therapeut versucht die Erkundung des neuen Raums durch Fragen aus der Position des Nicht-Wissenden zu unterstützen

Klientin: Ich glaube nicht, dass es irgendeinen Sinn hat, dass ich herkomme.

Therapeut: Wie kommt das?

Klientin: Was?

Therapeut: Dass Sie glauben, dass es keinen Sinn hat?

Klientin: Im Krankenhaus haben sie schon alles versucht.

Therapeut: Was haben sie schon versucht?

Klientin: Medikamente ... und Gespräche.

Therapeut: Was können wir hier tun, das Sie darin bestärkt, dass Ihr Herkommen ein weiterer sinnloser Versuch wäre?

Klientin: Ich weiß nicht ... über meine Gefühle reden.

Therapeut: Das würde sie darin bestärken, dass es ein sinnloser Versuch wäre?

Klientin: Ich glaube schon.

Therapeut: Angenommen, wir würden darüber reden, was Sie tun, nicht darüber, was Sie fühlen, würde das einen Unterschied ausmachen? Wäre es sinnvoller oder sinnloser?

Klientin: Ich weiß nicht ... das habe ich mir noch nicht überlegt.

Therapeut: Ich bin mir selber nicht sicher ... zum einen höre ich, dass es sinnlos ist herzukommen. Zum anderen sehe ich, dass sie gekommen sind und jetzt mir gegenüber sitzen ... Es ist so, als gäbe es eine Stimme in Ihnen, die daran glaubt, dass es sinnlos ist, einen weiteren Versuch zu machen, und zugleich gibt es vielleicht eine andere, eine leisere, die daran glaubt, dass es helfen könnte. Aber ich bin mir nicht sicher.

Klientin: Ja, vielleicht ist das so. Wenn, dann ist sie wirklich ganz leise.

Therapeut: Sie ist sehr leise, aber sie würde dem entsprechen, was sie tun.

Eine spätere Sequenz aus demselben Gespräch:

Therapeut: Wie viele Versuche, sich das Leben zu nehmen, haben Sie schon gemacht?

Klientin: Das war jetzt der dritte. Der letzte vor zwei Monaten.

Therapeut: Wie haben Sie es gemacht, dass alle drei mit dem Leben ausgegangen sind?

Klientin: Ich habe es immer mit Tabletten gemacht ... und dann, nachdem ich sie genommen habe, habe ich Angst bekommen und den Arzt angerufen.

Therapeut: Sie haben sich immer selber gerettet?

Klientin: Ja, ich habe plötzlich so Angst gekriegt, dass ich angerufen hab.

Therapeut: Dazu gehört viel Mut.

Klientin: Ich weiß nicht. Mutig habe ich mich selber nicht erlebt.

Therapeut: Ich glaube schon, dass es mutig ist. Es wäre wahrscheinlich einfacher gewesen, fortzugehen, statt zurückzukommen. Was hat Sie bewogen, sich Selbst zu retten?

Klientin: Irgendwas in mir wollte wahrscheinlich weitermachen.

Therapeut: Ein Teil von ihnen wollte weiterleben. Ist es derselbe Teil, der daran glaubt, dass es sinnvoll ist, eine Lösung zu suchen?

Klientin: Ja, ich glaube, das ist derselbe.

Therapeut: Was weiß dieser Teil von Ihrem Leben?

...

In dem Dialogausschnitt zwischen dem Therapeuten und der Klientin kann man den Versuch erkennen, die dominante Erzählung der Sinnlosigkeit aufzubrechen. Der entstehende Freiraum des Erzählens bleibt nicht leer, sondern füllt sich nach und nach mit alternativen Erzählungen der Klientin über einen Teil ihrer selbst, der zuvor von der dominanten Erzählung ausgeschlossen gehalten wurde bzw. den sie noch nicht formuliert hat.

2. Beispiel:

Der zweite Gesprächsausschnitt entstammt einer familientherapeutischen Sitzung mit Vater, Mutter und Sohn, dessen zentrales Thema die Wutanfälle des zehnjährigen Jungen waren. Der Dialog zeigt den Versuch, sich im therapeutischen Gespräch an Widersprüchen („Ausnahmen“) zur dominanten, problemorientierten Erzählung zu orientieren. Durch die Orientierung an Widersprüchen erscheint die „problematische Erzählung“ nicht mehr haltbar und gerät ins Wanken. Ein alternatives Wissen über den Jungen wird möglich bzw. wiederbelebbar.

Vater: Er kann es einfach nicht kontrollieren. Wenn er etwas nicht gleich bekommt, wenn etwas nicht gleich so ist, wie er es will, bricht die Aggression einfach durch.

Therapeut: Merkst du es selber, wenn du wütend wirst?

Sohn: Nein, das kommt einfach von selber. Das ist auf einmal da.

Therapeut: Du siehst es ähnlich wie dein Vater: Die Wut kommt, und du bist chancenlos dagegen... sie kommt so schnell, dass du es erst merkst, wenn du zuschlägst?

Sohn: Ja, so schnell kann ich selber gar nicht sein.

Therapeut: Bist du ein guter Turner in der Schule?

Mutter: Turnen ist fast das einzige, wo er in der Schule gut ist. Turnen und Zeichnen.

Therapeut: In Turnen und Zeichnen bist du gut?

Sohn: Da bin ich am besten.

Therapeut: Was macht ihr in Turnen?

Sohn: Völkerball spielen, Fußball spielen und manchmal nur so Übungen.

Therapeut: Bist du schnell beim Fußball? Bist du ein Stürmer, ein Verteidiger oder der Tormann?

Sohn: Meistens Verteidiger.

Therapeut: Ein schneller Verteidiger? Ein guter Verteidiger merkt, wenn der Gegner mit dem Ball kommt, und schneidet ihm den Weg ab. Er reagiert blitzschnell. Er ist sehr aufmerksam. Kannst du das?

Sohn: Eigentlich schon.

Therapeut: Wie machst du das, so aufmerksam zu sein?

Sohn: Man muss immer so herumschauen.

Therapeut: Man muss immer herumschauen und merken, wo der Ball gerade ist. Und du musst blitzschnell reagieren können. Nimm einmal an, die Wut ist so etwas wie ein Ball in einem Fußballspiel ... und du bist ein Verteidiger, der sehr, sehr aufmerksam ist ... der immer merkt, wo der Ball gerade ist ... wie würdest du merken, dass er auf dein Tor zukommt ... wie merkst du, dass der Wutball kommt?

Sohn: Dass mir so heiß wird. Wenn ich mich ärgere, wird mir immer heiß.

Therapeut: Herr K., haben sie T. Fußball spielen beigebracht? Spielen sie öfter mit ihm?

Vater: Früher schon. Ich habe ihm ein paar Tricks gezeigt, weil ich früher selber gespielt habe.

Therapeut: Haben sie gemerkt, dass aus ihm einmal ein guter Verteidiger wird? Ein Verteidiger, der den Ball gut kontrollieren kann?

Vater: Er hat schon eine Begabung dafür. Wenn er will, kann er unheimlich schnell sein.

Therapeut: Es ist schwer, sich vorzustellen, dass jemand mit einer so guten Ballkontrolle sich einfach überspielen lässt.

...

Im dargestellten Ausschnitt des Gesprächs wird deutlich, dass die beiden widersprüchlichen Erzählungen – die Erzählung über die spontane, unkontrollierbare Wut und die über die Fähigkeit des achtsamen, kontrollierten und koordinierten Spiels – es dem Jungen ermöglichen, sich an einer anderen

Seite seiner Erfahrungen zu orientieren. Auch die Eltern werden durch die aufscheinenden Widersprüche für ein neues Wissen über die Fähigkeiten des Jungen sensibilisiert.

Die bisher geschilderte „Anwendung“ der genannten konstruktivistischen Ansätze des ersten Teils der Arbeit im Bereich der Psychotherapie, bewegte sich im Kapitel 4 innerhalb von therapeutischen Konzepten, die den Konstruktivismus bereits in ihr theoretisches und praktisches Verständnis von Therapie aufgenommen haben (vgl. dazu insbes: McNamee & Gergen, 1992, *Therapy as social Construction*. SAGE Publication).

In den weiteren Kapiteln der Arbeit soll nun die konstruktivistische Betrachtung von Psychotherapie im Bereich der Psychoanalyse Anwendung finden. Ich folge dabei vor allem Arbeiten von Klaus-Jürgen Bruder (vgl. Bruder, 1993a; 1993b; 1994; 1996; 1998; 2003; 2004; 2006) und Roy Schafer (vgl. Schafer, 1982; 1992), in denen die Bewegungen des Konstruktivismus in die Psychoanalyse aufgenommen werden und konstruktivistische Strömungen innerhalb der Psychoanalyse diskutiert werden.

5. Konstruktivismus und Psychoanalyse

Auch die Theorien im Rahmen der Psychoanalyse können aus konstruktivistischer Sicht nicht mehr den Anspruch erheben, eine Realität zu erklären. Die psychoanalytischen Theorien sind genauso Beschreibungen und Erzählungen wie die anderen „großen Erzählungen“ (Lyotard, 1986), von denen es sich im Zuge des postmodernen Diskurses zu lösen gilt. „Psychoanalyse ist ein Diskurs über das Psychische. Den Kern dieses Diskurses stellt das ‚Unbewußte‘ dar.“ (Bruder, 2005, S. 2484). Die Begriffe dieses Diskurses, wie „Über-Ich“, „Ödipuskomplex“ etc. bezeichnen nichts, was es außerhalb des Diskurses der Psychoanalyse wirklich gibt. Sie werden vielmehr durch den psychoanalytischen Diskurs selbst konstituiert. Folglich ist der Analytiker auch nicht im Besitz eines Wissens, eines Weges wie man zur Erkenntnis dieser Gegebenheiten kommen kann. Die Theorie kann ihm lediglich als Hilfskonstruktion dienen, das in der Analyse Gesprochene besser zu verstehen. Einen Anspruch auf Verallgemeinerung gewinnt sie dadurch nicht. Eine Verallgemeinerung wäre nur möglich, wenn die Konkretheit des Gesprochenen ausgeblendet würde. Das würde bedeuten, das Individuelle der Erzählung des einen Subjektes, das erzählt, zu verleugnen. Doch genau darin besteht die Besonderheit des analytischen Gesprächs, in der Anerkennung der individuellen Erzählung.

Wie im vorherigen Abschnitt bereits erwähnt, ist der Therapeut bzw. der Analytiker nicht im Besitz eines allgemeingültigen Wissens über den Menschen, sondern ist in die „Theoriebildung“ innerhalb der Analyse involviert. An dieser Stelle kann der Konstruktivismus Unterstützung in der Psychoanalyse finden. Im Rahmen der Psychoanalyse ist der Analytiker durch seine Deutungen in das analytische Gespräch involviert und nicht unabhängig von diesem. In der Deutung bietet der Analytiker dem Sprechenden seine Perspektive an. Dabei geht es nicht um Deutung, im Sinne eines „Aufdeckens“ einer dahinterliegenden Bedeutung, der Wahrheit, sondern um den Versuch das Gespräch, das Sprechen des Analysanden zu fördern. Dieses Sprechen kann sich nur in der Beziehung von Analytiker und Analysandem entfalten. Die psychoanalytische Theorie ist nicht unabhängig von ihrer Empirie, dem Sprechen, dem Miteinandersprechen. Und nur in der Möglichkeit der

Förderung des Sprechens liegt die Gültigkeit der Theorie und der Deutungen, die der Analytiker aus dieser ableitet.

Rückt man das Sprechen und die konstruktionsartige Grundlage des Sprechens ins Zentrum der psychoanalytischen Praxis, so kann man *eine* Brücke von der Psychoanalyse zum Konstruktivismus schlagen. Diese Brücke zu betreten bedeutet aber, sich gegen die vorherrschende Rezeption der Psychoanalyse als wissenschaftliche Theorie zu stellen und ihre Metapsychologie in die Linie der „Meta-Erzählungen“ einzureihen.

Aus Angst den Anspruch einer wissenschaftlich gültigen Theorie zu verlieren, werden die konstruktivistischen Züge der Psychoanalyse und konstruktivistische Ansätze innerhalb der Psychoanalyse (eine weitere Brücke zum Konstruktivismus) oftmals verleugnet. Akzeptanz finden sie, wenn überhaupt, nur auf der Ebene der Behandlungstechnik (siehe dazu auch Kapitel 5.1.), ohne dabei die Metapsychologie selbst zu kritisieren und ihre Begriffe in Frage zu stellen.

Vergessen wird dabei, dass Freud selbst die Metapsychologie als unsere „Mythologien“ bezeichnete und dass die Psychoanalyse im Grunde „nichts anderes [sei], als daß zwei miteinander reden“ (Freud, 1926, S. 213). Und es wird vergessen, dass die Art und Weise, wie der Analytiker dieses „Miteinanderreden“ deutet, welche theoretischen Erklärungen er heranzieht, in den Bereich der „Mythologien“ fällt. Stattdessen erklären viele Analytiker und Analytikerinnen diese „Mythologien“ als *eigentliche* Psychoanalyse und lösen diese von der Empirie des „Miteinanderredens“ zweier Personen los. Sie halten am Essentialismus der Psychoanalyse mit ihrer Haupterzählung, der „Ödipuserzählung“¹⁷, fest.¹⁸

¹⁷ In einem Brief an Wilhelm Fließ vom 15.10.1897 schreibt Freud:

Ich habe die Verliebtheit in die Mutter und die Eifersucht gegen den Vater auch bei mir gefunden, halte sie jetzt für ein allgemeines Ereignis früherer Kindheit, wenn auch nicht immer so früh wie bei den hysterisch gemachten Kindern [...] wenn das so ist, so versteht man die packende Macht des Königs Ödipus, trotz aller Einwendung, die der Verstand gegen die Fatumsvoraussetzungen erhebt und versteht, warum das spätere Schicksalsdrama so elend scheitern mußte [...] jeder der Hörer war einmal im Keime und in der Phantasie ein solcher Ödipus und von der hier in die Realität gezogenen Traumerfüllung, schaudert jeder zurück mit dem ganzen Betrag der Verdrängung, der seinen infantilen Zustand von seinem heutigen trennt. (Freud, 1897, zit. nach Schuster & Springer-Kremser, 1997, S. 110)

Ich möchte dennoch diese Brücken betreten und zunächst im Kapitel 5.1. eine konstruktivistische Betrachtungsweise der Psychoanalyse bzw. der psychoanalytischen Praxis vornehmen.

Anschließend werde ich theoretische Ansätze innerhalb der Psychoanalytischen Theorie, die als „konstruktivistisch“ gelesen werden können, diskutieren. Hierzu wende ich mich im Kapitel 5.2. Alfred Adler zu, dem ersten „Dissidenten“ (Vgl. Bruder, 2003, S. 2483) innerhalb der freudschen Denktradition einer durch Triebe determinierten psychischen Realität. Sein Konzept der „Schöpferischen Kraft“ und die „fiktionalistische Psychoanalyse“ sind mit den dargestellten Grundzügen des Konstruktivismus vereinbar. Sie wenden sich von der Triebtheorie Freuds ab und können in Übereinstimmung mit dem Konstruktivismus gesehen werden.

Über die Darstellung des Begriffs der „Fiktionen“ bei Adler, gelange ich zu dem, im Kapitel 5.1. noch ausgeklammerten, zentralen theoretischen Konzept der Psychoanalyse: dem „Unbewussten“.

Ausgehend von dieser Annahme entwickelte Freud, innerhalb seiner auf die Libidoentwicklung (d.h. der Entwicklung des Sexualtriebes) Bezug nehmenden Entwicklungsphasen, den Ödipuskomplex.

Für die Entwicklung des Ödipuskomplexes ist die phallische Stufe entscheidend.

In der phallischen Phase entwickelt das Kind zum ersten Mal ein umschriebenes Sexualobjekt. Das bedeutet, dass sexuelle Empfindungen und Phantasien mit Vorstellungen dieses Objektes verbunden sind. Im Gegensatz zur früheren genitalen Phase ist die ödipale Phase eine trianguläre, objektorientierte Konstellation, d. h. der Konflikt wird innerhalb einer Dreierbeziehung (meist der Mutter - Vater - Kind - Beziehung) entwickelt. Der Ödipuskomplex beschreibt eine Ausdrucksform der Liebes- und Hassgefühle des Kindes seinen Eltern gegenüber in der Form der Tragödie des „König Ödipus“ von Sophokles. Das Kind empfindet Liebesgefühle, leidenschaftliche und sexuelle Wünsche dem gegengeschlechtlichen Elternteil gegenüber, während der andere Elternteil aufgrund seiner Rolle und Stellung zum „Liebesobjekt“ als Rivale aufgefasst wird. Aus (traditioneller) psychoanalytischer Sicht sind der Umgang mit den ödipalen Wünschen und die Ergebnisse der Abwehrkämpfe gegen sie entscheidend dafür, ob das Individuum später eine gesunde erwachsene Sexualität und Objektbeziehungen entwickeln kann.

Die individuelle Ausprägung eines Ödipuskomplexes richtet sich nach der Vorgeschichte und den realen Gegebenheiten, die das Kind als Familienkonstellation vorfindet. Der Untergang des Ödipuskomplexes hinterlässt im Individuum eine psychische Bildung, das Über-Ich. Das Erbe des Ödipuskomplexes, das Über-Ich, ist fortan bestrebt die verpönten und gefährlichen Strebungen, die den Ödipuskomplex ausmachten, zu unterdrücken und zu verdrängen.

¹⁸ Zur Stellung des Ödipusmythos in der Psychoanalyse siehe auch: Bruder, K.- J. (2006). Die freudsche Erzählung von Ödipus als Mythos der Macht. In: Bruder-Bezzel & Bruder. *Individualpsychologische Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Europäischer Verlag der Wissenschaft.

5. 1. Konstruktivistische Betrachtungsweisen der Psychoanalyse

Als gemeinsame Basis ist allen unterschiedlichen psychoanalytischen Schulen, Richtungen und Theorien, die sich in der Geschichte der Psychoanalyse entwickelt haben, die psychoanalytische Praxis, das „psychoanalytische Experiment“ (Lacan) geblieben. Damit wird die Theorie hinter das psychoanalytische Experiment gestellt. Daraus folgt, dass Theorie und Praxis nicht mehr in einem „klassischen“ Verhältnis zu einander stehen: die Beziehung zwischen Theorie und Experiment ist nicht mehr die Grundlage, mit Hilfe derer die Theorie verifiziert wird.

In der Priorität des psychoanalytischen Experiments sieht Bruder (2003) „die entscheidende Besonderheit der Psychoanalyse innerhalb und gegenüber den anderen (Human-)Wissenschaften“ (S. 2503). Deshalb soll die therapeutische Praxis auch hier Ausgangspunkt der folgenden (konstruktivistischen) Betrachtung der Psychoanalyse sein.¹⁹

Im psychoanalytischen Experiment ist der Forscher zugleich der Beforschte. Das Subjekt der Forschung ist der Analysand, der sich selbst Beforschende. Der Experte, der Analytiker hingegen hat eine dienende Funktion, indem er dem Analysanden seine Selbstbeforschung, durch die Förderung seines Sprechens, erleichtern soll. Nicht er ist es, der nach Erkenntnissen sucht.

Die Erkenntnisse, die der Analysand zu gewinnen sucht, sind Erkenntnisse über ihn selbst. Sie können keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben und dienen auch nicht als Erkenntnisse für den Analytiker. Die Erkenntnisse, die der Analytiker aus der Erzählung des Analysanden gewinnen könnte, sind ebenfalls Erkenntnisse

¹⁹ Nach Bruder (2003) kann man sich mit der Wahl des Ausgangs von der Praxis in gewisser Hinsicht bereits auf Freuds Definition der Psychoanalyse beziehen. Freud definiert die Psychoanalyse 1922 wie folgt: „Psychoanalyse ist der Name

1. eines Verfahrens zur Untersuchung seelischer Vorgänge, welche sonst kaum zugänglich sind;
2. einer Behandlungsmethode neurotischer Störungen, die sich auf diese Untersuchung gründet;
3. einer Reihe von psychologischen, auf solchem Wege gewonnenen Einsichten, die allmählich zu einer neuen wissenschaftlichen Disziplin zusammenwachsen“ (Freud, 1922, S. 211, zit. nach Bruder, 2003, S. 2503)

Abweichend von den empirischen Wissenschaften, die ihre Theorie auf der Grundlage ihrer Untersuchungen aufzubauen versuchen, ist die Reihenfolge: Untersuchungsverfahren – Behandlungsmethode – Theorie bei Freud insofern, als dass er die Behandlungsmethode vor die Theorie stellt und diese ebenfalls, anders als bei den „angewandten Theorien“ zu ihrer Grundlage macht.

über sich selbst. Es sind dies individuelle Ergebnisse, die nur zu einer individuellen Theorie führen können.

Auch Freuds Metatheorie der Psychoanalyse baut nicht, wie er behauptet, auf einem Untersuchungsverfahren und einer Behandlungsmethode auf, sondern „ist Freuds ganz individuelle, persönliche Schöpfung, sozusagen die Theorie des Individuums Freuds“ (Bruder, 2003, S. 2504). Die Beobachtung ist nicht vom Beobachter zu trennen, die Theorie nicht von ihrem Autor (siehe oben, Kapitel 2.).

Psychoanalyse als Theorie kann man von der therapeutischen Praxis und der hier vorgenommenen Betrachtungsweise her als Meta-Erzählung über die Erzählung des Analysanden betrachten.

In die Meta-Erzählung geht der Analytiker entscheidend mit ein, mit seinen theoretischen Ansichten, seiner Selbstreflexion und mit der Reflexion der entstehenden Beziehung zwischen ihm und dem Analysanden. Seine Deutungen, die er dem Analysanden anbietet, konstruiert er aus der besonderen Perspektive *seiner* Beobachtung heraus. In einem konstruktivistischen Bezugsrahmen können die Deutungen des Analytikers nicht mehr als aus einer Meta-Theorie entwickelte Interpretation des Sinnes des Gehörten gelten, sondern als ein Beitrag, sein Beitrag zum gemeinsamen therapeutischen Dialog. An diesen spezifischen Dialog sind die Deutungen gebunden. Ihr Ziel ist die Fortsetzung des Dialogs, des Gesprächs und aus dem Sprechen gewinnen sie umgekehrt ihre „Verifizierung“.

Laplanche (1991) beschreibt die Deutung in der Analyse als „eine Methode der Dekonstruktion mit dem Ziel, neuen Konstruktionen Raum zu schaffen, die das Werk des Analysanden sind“ (S. 493). Dekonstruktion zielt darauf ab, Annahmen über Gewohnheiten und Wirklichkeiten zu erschüttern. Diese Wirklichkeiten werden als konstruiertes Wissen erkennbar, wenn ihre Bedingungen des Entstehens in den Blick gerückt werden (vgl. Bruder, 2003, S. 2495). Dies schafft einen Freiraum für andere Sichtweisen und gibt uns die Möglichkeit nach anderen „Lebenskonstruktionen“ zu suchen und zu leben.

In der Dekonstruktion der alten Konstruktionen sieht auch Schafer (1992) die Aufgabe des psychoanalytischen Gesprächs, das er als „transformationellen Dialog“ (S. 227) bezeichnet. Dieser verändert die bewusst erzählte Darstellung des Analysanden von seinem Selbst, indem er sie „destabilisiert, dekonstruiert und seine

Gewöhnung rückgängig macht“ (S. 227). In dem gemeinsamen Gespräch wird dem Erzählten ein neuer Kontext gegeben.

Gültigkeit erhalten die Deutungen und die „Rekontextualisierung“ des Erzählten, wenn der Analysand seine Geschichte darin wiedererkennt. Darin liegt ihre Gültigkeit als Erzählung begründet – in der „(Wieder-)Erkenntnis“. Und „es ist die Zustimmung des Lesers oder Hörers, die der Beliebigkeit der Erzählungen Grenzen setzt. Natürlich ist diese Erkenntnis nicht unabhängig von der kulturellen Überlieferung, in der der Erzähler seine Geschichte formuliert“ (Bruder, 2003, S. 2505)

In der psychoanalytischen Praxis wird das Erzählen des Analysanden der „Grundregel“ der Analyse unterworfen – dem „freien Assoziieren“. Dabei soll der Analysand alles erzählen, was ihm durch den Kopf geht. Er soll „sich völlig unparteiisch gegen seine Einfälle verhalten“ (Freud, 1900, S. 115) und versuchen jegliche Kritik seiner Gedankenbildung „auszuschalten“. Das Sprechen soll somit von allen Einschränkungen gelöst werden.

Das unterscheidet das psychoanalytische Sprechen von allen anderen Formen des Sprechens. Es zielt auf ein „verantwortungsloses Sprechen“ (Lacan), eine Freisetzung des Sprechens von Verantwortungen und sozialen Normen. In der Psychoanalyse ist es das „verantwortungslose Sprechen“, was dem Analysanden ermöglicht eine neue Geschichte zu entfalten. Es bringt das „Noch-Nicht-Gesagte“ (vgl. Kapitel 4.1.) an die Oberfläche und macht es hörbar. In dem Verstehen des „Noch-Nicht-Gesagten“ liegt der Erkenntnisgewinn, den der Analysand aus der Analyse ziehen kann. Es ist ein „Sich-Selbst-Verstehen“ über den Weg des Verstehens des eigenen Sprechens (vgl. Bruder 2004, S. 88). „In der Freisetzung bzw. Herstellung dieses Sprechens und in dessen Spiegelung durch die Anwesenheit des zuhörenden, fragenden und deutenden Analytikers sind ‚Untersuchung‘ und ‚Behandlung‘ vereint [...] und zwar in der Person des Sprechenden, des sich selbst hörenden, befragenden, deutenden“ (Bruder, 2003, S. 2505).

5.2. Alfred Adler – konstruktivistische Ansätze innerhalb der Psychoanalyse

Nachdem ich mich bei der bisherigen Betrachtung der Psychoanalyse hauptsächlich Aspekten der psychoanalytischen Praxis zugewandt habe, möchte ich im folgenden Abschnitt auf der theoretischen Ebene der Psychoanalyse Ansätze aufzeigen, die eine Verbindung des Konstruktivismus mit der Psychoanalyse möglich machen. Wie bereits erwähnt, werde ich dazu ausschnittartig Konzepte Alfred Adlers heranziehen, die als konstruktivistische Ansätze innerhalb der Psychoanalyse gelesen werden können.

Adlers Annahmen, dass „wir nicht imstande [sind; L.S.] [...], durch unsere Sinne Tatsachen, sondern nur ein subjektives Bild, einen Abglanz der Außenwelt zu empfangen“ (Adler, 1933, S. 25 f.) und unsere „Wahrnehmung nie mit einem photographischen Apparat vergleichbar [ist; L.S.], sondern [...] immer auch etwas von der Eigenart des Menschen [enthält; L.S.]“ (Adler, 1927, S. 35), sind mit den dargestellten konstruktivistischen Aussagen über unsere Wahrnehmung der Welt, unser Verhalten und Denken vereinbar (vgl. Kapitel 1 und 2).

Adler hat mit seinen Ansätzen als erster innerhalb der psychoanalytischen Theorie, nicht nur Skepsis gegenüber der (Selbst-)Täuschung des Analysanden innerhalb des analytischen Gesprächs geäußert, sondern auch die psychoanalytischen Erklärungen selbst in Frage gestellt. Seine für eine konstruktivistische Perspektive zugänglichen Positionen zeigen sich vor allem in dem Begriff der „schöpferischen Kraft“, die er dem Mensch als Fähigkeit, als Grundkraft zuspricht sowie dem Konzept der „Fiktionen“. Die Fiktionen, die unsere Wahrnehmung und Erinnerung, das Denken und Fühlen leiten, sind „gemacht“. Sie sind Lebens-Repräsentationen, Selbst-Darstellungen des Lebens, subjektive Konstruktionen, die unser Leben leiten und ohne die unser Leben nicht vorstellbar wäre. Für Adler unterscheidet sich deshalb der Neurotiker vom Nicht-Neurotiker nicht durch seine Fiktionen, die eine notwendige Bedingung fürs Überleben überhaupt darstellen, sondern durch seine stärkere Haftung an ihnen. In der Analyse soll sich der Zwang der Fiktionen lösen. Dieses Auflösen der „Fesseln der Fiktionen“ kann in einem konstruktivistischen Bezugsrahmen als Dekonstruktion betrachtet werden.

Im Folgenden möchte ich die Konzepte der „schöpferischen Kraft“ und der „Fiktionen“ in einer konstruktivistischen Lesart darstellen.

5. 2. 1. Der Begriff der „schöpferischen Kraft“

Als schöpferische Kraft bezeichnet Adler die Fähigkeit jedes Individuums, Schöpfer seiner selbst und somit einzigartig zu sein. Er nennt die schöpferische Kraft auch „Lebenskraft“, „die identisch ist mit dem Ich“ (Adler, 1932, S. 82). Die Schöpferkraft als Lebenskraft ist die organisierende Instanz, die Grundausstattung des Menschen. Durch die schöpferische Kraft ist der Mensch aktiv gestaltend und nicht nur passiv erlebend und von (unbewussten) Trieben geleitet. Der Trieb ist nicht gerichtet, solange ihm nicht ein Ziel gegeben wird. Adler schreibt dazu:

Jedes Kind kommt mit verschiedenen Möglichkeiten zur Welt. [...] es kommt nicht darauf an, was einer mitbringt, sondern was einer daraus macht. Wer macht es nun? Die Einflüsse der Umgebung? Wer sagt uns, daß gleiche Einflüsse in gleicher Weise erfaßt, verarbeitet, verdaut, beantwortet werden? Wir können nicht darauf verzichten, noch eine Kraft anzunehmen, [...] die schöpferische Kraft des Kindes. Wir können nicht umhin, dem Kind schöpferische Kraft zuzusprechen, die alle diese Einflüsse, die alle Möglichkeiten ordnet. (Adler, 1932 S. 323, zit. n. Ansbacher & Ansbacher 1972, S. 178)

Mit dieser Kraft gestaltet das Kind seine Persönlichkeit, so dass „jedes Individuum [...] gleichzeitig eine einheitliche Persönlichkeit und die individuelle Gestaltung dieser geschlossenen Einheit dar[stellt; L.S.]. Auf diese Weise ist jeder Mensch Bild und Künstler zugleich. [...] Jeder Mensch formt sich gemäß seiner persönlichen Auffassung von den Dingen aus“ (Adler, 1930 S. 5 f).

Persönlichkeit ist also ein Kunstwerk, sie ist schöpferische Gestaltung und zugleich ist die Persönlichkeit der künstlerische Produzent dieser Gestaltung. Damit lässt Adler einen „Freiraum“ zu, der unbestimmt, nicht vorhersagbar ist. Die Annahme eines Individuums, welches Schöpfer seiner selbst ist, lässt sich unmittelbar in Verbindung setzen zu den (oben) geschilderten konstruktivistischen Konzepten der Selbsterschaffung.

Anlage- und Umweltfaktoren sind bei Adler Material und Bausteine für die Persönlichkeitsgestaltung. Sie bekommen ihre Bedeutung nur durch die schöpferische Verarbeitung: „Das Individuum sieht alle seine Probleme aus einer Perspektive, die seine eigene Schöpfung ist. So sieht es auch die Umwelt, die ihn bildet, aus seiner eigenen selbstgeschaffenen Perspektive“ (Adler, 1935, zit. nach Ansbacher & Ansbacher 1972, S. 208). Was ein Mensch in seiner Umwelt erlebt, deutet er selbst und er entscheidet auch, wie er dazu Stellung nehmen will. Die schöpferische Kraft kann somit auch als kreative Kraft eines Menschen, mit einer gegebenen Lebenssituation umzugehen, verstanden werden.

Aus den Antworten des Individuums auf äußere Einwirkungen und den Anlage- und Umweltfaktoren bilden sich Meinungen, Vorstellungen und Erfahrungen. Diese nehmen dann auf die Wahrnehmung neuer Ereignisse Einfluss. Sie bilden sozusagen ein Schema des Lebens, welches Adler als „Lebensstil“ bezeichnet. Der Lebensstil ist wie ein „Bewegungsgesetz“, das in der Kindheit unter freier Ausnützung der schöpferischen Kraft entwickelt wird und innerhalb dessen sich das Kind fortan bewegt. „Unsere Meinung von den großen Tatsachen des Lebens hängt von unserem Lebensstil ab“ (Adler, 1933, S. 25). Das heißt, auch bei Adler ist unsere Wahrnehmung der Welt, unser Denken und Fühlen nicht unabhängig von unserer spezifischen Art zu sein. Diese spezifische Art, unser Lebensstil, ist das künstlerische Werk der schöpferischen Kraft.

Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen mit anderen Lebensstilen dürfen und können nie zur Entwicklung von verallgemeinernden Aussagen über den Menschen oder zur Aufstellung von Regeln führen, denn:

das Einmalige des Individuums lässt sich nicht in eine kurze Formel fassen, und allgemeine Regeln, wie sie auch die von mir geschaffene Individualpsychologie aufstellt, sollen nicht mehr sein als *Hilfsmittel*, um vorläufig ein Gesichtsfeld zu beleuchten, auf dem das Individuum gefunden- oder vermisst werden kann. (Adler, 1933, S. 22, Herv. v. L.S.)

Der Lebensstil ist also das Ergebnis der schöpferischen Kraft, ist das Bild des Künstlers. „Der Lebensstil hat die Einflüsse und Erfahrungen in schöpferischer Weise verarbeitet, er ist die Antwort, die Stellungnahme auf die – physische oder psychologische – Realität“ (Bruder-Bezzel, 2004, S. 70). Damit setzt der Lebensstil der schöpferischen Kraft zugleich eine Grenze, denn die schöpferische Kraft wird

durch das Lebensschema zu einer gebundenen Kraft „sobald das Kind sich ein festes Bewegungsmuster für sein Leben gegeben hat“ (Adler, 1933, S. 22, zit. nach Bruder-Bezzel, 2004, S. 70). Trotzdem löst sich die autopoietische Dynamik hier nicht auf, denn sie konstruiert den Lebensstil und hält ihn aufrecht. Die psychischen Strukturen des Lebensstils charakterisieren das einzelne Individuum und werden Teil der Organisation, die durch die Autopoiese aufrechterhalten wird; mit wiederum dem Ergebnis einer inneren Struktur, dem Lebensstil, der in Verbindung zur Außenwelt steht²⁰. Der Lebensstil wird damit zur „Wirklichkeit des Lebens“ und in einem konstruktivistischen Sinn kann er als selbstentworfenes Modell der Welt gelten, das Orientierung, Kontinuität und Identität schafft.

Lesen wir diese Kontinuität und Orientierung bietende Kraft des Lebensstils selbst auch als Konstruktion, die wir im Prozess des Hervorbringens einer Welt und in unseren konstruierten Erzählungen unseres Lebens herstellen, so ist das Konzept der schöpferischen Kraft eine hilfreiche Konstruktion, um Konzepte der Selbstproduktion und die Erschaffung der Realität durch subjektive Bedeutungszuschreibung des Konstruktivismus auszudrücken und gleichzeitig die Kontinuität des Lebens zu erklären.

Der Lebensstil wird nach Adler in einer Zeit aufgebaut, in der das Kind noch keine ausreichende Sprache hat. Wächst es nun in seinem Sinne, das heißt in seinem Bewegungsgesetz des Lebensstils, weiter, dann entwickelt es sich in einer Bewegung „die niemals in Worte gefaßt wurde, daher unangreifbar für Kritik auch der Kritik der Erfahrung entzogen ist. Man kann hier nicht von einem verdrängten Unbewußten reden, vielmehr von Unverstandenen, dem Verstehen Entzogenem“ (Adler, 1933, S. 24).

Das zwar Vorhandene, aber noch Unverstandene zu verstehen und verständlich zu machen ist eine Aufgabe der individualpsychologischen Arbeitsweise und erinnert an die noch nicht gehörte Geschichte der konstruktivistischen Psychotherapie. Wenn

²⁰ Beziehen wir hier das Konzept der Strukturkoppelung von Maturana & Varela (vgl. Kapitel 2.) mit ein, so ist es notwendig, dass der Lebensstil strukturell verträglich mit dem Milieu ist, in dem er gebildet wird. Denn die Erhaltung der Autopoiese und die Erhaltung der Anpassung sind notwendige Bedingungen für die Existenz eines Lebewesens. Bei der aktiven Anpassung handelt es sich dann um einen strukturbildenden Lernprozess, an dessen Ende der Lebensstil als individuelles Modell der Welt steht.

wir dann von einem „Unbewussten“ sprechen, so bezieht sich der Begriff vor allem auf die Tatsache, dass wir uns über unsere subjektiven Konstruktionen, die unser Leben formen, oft nicht im Klaren sind oder nicht mehr sein können. Auf ein solches Verständnis des „Unbewussten“ werde ich später noch genauer zu sprechen kommen.

Auch bei dem Konzept der „Fiktionen“ und den daraus folgenden Konsequenzen für die individualpsychologische Praxis lassen sich diese Verbindungen herstellen. Adlers „fiktionalistische Psychoanalyse“ soll im Folgenden daraufhin dargestellt werden.

5. 2. 2. Adlers „fiktionalistische Psychoanalyse“

Das Konzept der Autopoiese (oder der schöpferischen Kraft mit ihrer Erschaffung des Lebensstils) dient der Verwirklichung und Aufrechterhaltung individuellen Seins innerhalb des Lebenskontextes des Individuums (vgl. Branke, 1998, S. 210). Es ist als lebenserhaltendes Prinzip zielgerichtet. Im „Sinn des Lebens“ schreibt Adler: „Die Individualpsychologie steht ganz auf dem Boden der Evolution und sieht alles menschliche Streben im Lichte desselben als ein Streben nach Vollkommenheit. Körperlich und seelisch ist der Lebensdrang unverrückbar an dieses Streben geknüpft [...] jede seelische Ausdrucksform [stellt sich, L.S] als Bewegung dar, die von einer Minussituation zu einer Plussituation führt“ (Adler, 1933, S. 35). Im Gegensatz zu Freud sind es bei Adler nicht mehr die Triebe, die die Vorherrschaft im psychischen Leben besitzen und die Ziele „vorgeben“, sondern diese werden gerichtet, variiert, bearbeitet durch das Ziel des psychischen Lebens, dem Streben nach Macht und Überlegenheit (siehe dazu den folgenden Abschnitt 5.4.1.). Dieses Streben ist im Sinne einer Selbstrettung aus schwierigen Selbst- und Weltumständen zu verstehen. Ich komme auf dieses Streben zurück.

Das Ziel wird bei Adler mit dem Begriff der Fiktion verbunden. Der Ursprung des „fiktiven Ziels“ des Individuums ist nicht auf objektive Ursachen zurückzuführen. Auch wenn Vergangenheitserfahrungen, Anlage- und Umweltfaktoren als Bausteine bei der Bildung des fiktiven Ziels gebraucht werden, „ist letzteres doch eine Fiktion,

eine Erdichtung, eine eigenständige Schöpfung des Individuums“ (Ansbacher & Ansbacher, 1972, S. 102).

Dieses fiktive Ziel, die „leitenden Fiktionen“ sind es, die es uns ermöglichen uns in der Welt zu orientieren, „das Chaotische, Fließende, nie zu Erfassende in feste Formen zu bannen, um es zu berechnen“ (Adler, 1912, S. 58). Es sind „Kunstgriffe des Individuums“, Hilfskonstruktionen, die uns eine selbstgeschaffene Orientierung im Leben ermöglichen, „Abstraktionen, [...] Simplifikationen, welchen die Aufgabe zufällt, Schwierigkeiten des Lebens [...] zu lösen“ (Adler, 1912, S. 47), „*Mittel um Stellung zu nehmen, die Richtung finden, Griffe anbringen zu können*“ (ebd., S. 67, Herv. i. Org.).

Wie gestalten sich nun diese Fiktionen bei Adler?

Adler unterscheidet drei Ebenen oder Gestalten der lebensnotwendigen Fiktionen, die in ihrer Beziehung zu- und gegeneinander die psychische Dynamik ausmachen und dem Individuum als Rahmen seiner Kategorien und seiner Wahrnehmung der Objektwelt dienen:

1. Die Fiktion des „Minderwertigkeitsgefühls“. 2. Die „leitende Fiktion“ des „männlichen Protests“: dabei geht es um das Streben nach „Erhöhung des Persönlichkeitsgefühl, dem Streben nach Überlegenheit“ und schließlich 3. die „Gegenfiktion“, die die Allgemeingültigkeit des Handelns und Denkens sichern soll. Sie beinhaltet die Vorstellung, man verfolge mit dem Streben nach Überlegenheit, dem „Willen zur Macht“, nicht eine Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls, sondern helfe Anderen mit der Verfolgung „höherer“, allgemeinnütziger Ziele.

Die leitende Fiktion der Persönlichkeitserhöhung ist bereits eine Antwort auf die erste Fiktion des Minderwertigkeitsgefühls. Sie ist ein Kompensationsversuch, sich des selbstgeschaffenen Gefühls der Minderwertigkeit, des Gefühls des „Zurückgesetztseins“ zu entledigen

5. 2. 2. 1. Die Fiktion des Minderwertigkeitsgefühls und die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls

Das Minderwertigkeitsgefühl entwickelt sich beim Kind nach Adler bereits von der ersten Stunde des Lebens an (vgl. Adler, 1912, S. 45). Das Kind ist bei der „Organbefriedigung“ und der Erfüllung seiner Wünsche auf den Anderen angewiesen. Diese Unbeholfenheit, Hilflosigkeit und Unsicherheit in der Kindheit wird als Mangel empfunden und führt zu dem Gefühl minderwertig zu sein. Aufgrund dieser Erfahrung des Mangels, der Hilflosigkeit und dem „Primat des Willens zur Macht“ (Adler, 1912, S. 77), der tief in der menschlichen Natur begründet ist, befindet sich das Kind von Geburt an in einer „feindlichen, kämpferischen Stellung zur Umgebung“ (Adler, 1912, S. 45). Das ursprüngliche Gefühl der Minderwertigkeit ruft eine Aggressionsstellung ins Leben, deren Zweck die Überwindung einer großen Unsicherheit ist. Es ist dieses Minderwertigkeitsgefühl, das uns veranlasst, die leitende Fiktion des „männlichen Protests“²¹, der Persönlichkeitserhöhung zu konstruieren und ihr als Endziel zu folgen. Wir arbeiten mit und folgen

einer schematischen Fiktion und dieser Fiktion entspricht auch die Auswahl und Modellierung unserer Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung unserer Erfahrungen unseres Gedächtnisses. [...] Von diesem [dem Persönlichkeitsideal; L.S.] konnten wir zeigen, daß es als leitende Fiktion bestimmt ist, das Lebensproblem zu stellen und anzugeben, sobald das Minderwertigkeits- und Unsicherheitsgefühl zu einer Kompensation drängt. Dieser fixierte Leitpunkt unseres Strebens, der keinerlei Realität besitzt, ist für die psychische Entwicklung unbedingt entscheidend, denn er ermöglicht uns, im Chaos der Welt Schritte zu machen (Adler, 1912, S. 74, Herv. i. Org.)

Aber der Wirkungsgrad des Minderwertigkeits- und Unsicherheitsgefühls hängt hauptsächlich von der Auffassung des Kindes ab. Das heißt, das Minderwertigkeitsgefühl entsteht dadurch, dass sich das Individuum als minderwertig einschätzt. *Es ist eine subjektive Konstruktion*. Dieser Konstruktion liegt die nach dem Prinzip der Gegensätze arbeitende „Apperzeptionsweise“

²¹ Adler sieht in der „männlichen Antwort“ auf das Erlebnis der Minderwertigkeit das Ergebnis der Einwirkung der männlichen Kultur. Das heißt der Drang „Sieger zu sein“, „oben“ zu sein ist aus der männlichen Vorherrschaft in der Gesellschaft abgeleitet. Siehe dazu: Adler, 1912, S. 54 ff.

zugrunde: unser Denken errichtet polare Gegensätze, um uns die Welt aufzuteilen und uns damit die Möglichkeit der Machtausübung zu schaffen. Wir denken in Polaritäten wie stark/schwach, oben/unten, männlich/weiblich, wobei einer der Pole zugunsten des Anderen abgewertet wird. In dieser Apperzeptionsweise ist der gesellschaftlich vorgegebene Maßstab ins Denken des Individuums übernommen. „Das Gefühl der Minderwertigkeit entsteht aus der Anwendung dieses Maßstabes (auf sich selbst)“ (Bruder, 2004, S. 116).

Jedes Kind hat diese Selbsteinschätzung vorgenommen und ist fortan bestrebt dieses durch Überlegenheit und Macht zu kompensieren. Besonders aber nimmt das zur „Neurose disponierte“, d. h. das schwächere Kind, diese Selbsteinschätzung vor. Es

sucht eifriger als ein gesundes Kind den vielen Übeln seiner Tage zu entkommen. [...]. Dazu braucht es ein Hilfsmittel [...] *Es greift zu einer Hilfskonstruktion*. In seiner Selbsteinschätzung zieht es die Summe aller Übel, stellt sich selbst als [...] minderwertig in Rechnung. Und um eine Leitlinie zu finden, nimmt es als zweiten fixen Punkt Vater oder Mutter, die es nun mit allen Kräften dieser Welt ausstattet. Und indem es für sein Denken und Handeln diese Leitlinie normiert, sich aus seiner Unsicherheit zu dem Range des allmächtigen Vater zu erheben, diesen zu übertreffen sucht, *hat es sich bereits vom realen Boden mit einem großen Schritt entfernt und hängt in den Maschen der Fiktionen*. (Adler, 1912, S. 44, Herv. i. Org.)

Erst dieses Hängen in den Maschen der Fiktionen, das „klammern an den Fiktionen“ ist nach Adler neurotisch. Der Neurotiker unterscheidet sich vom Gesunden dadurch, dass er stärker an seinen Fiktionen haftet, sie nicht mehr als Kunstgriffe konstruiert, die ihm zur Orientierung in der Welt verhelfen, sondern „unter der hypnotischen Wirkung eines fiktiven Lebensplans“ (Adler, 1912) steht. Die Neurose besteht also nicht darin, dass wir Fiktionen folgen, denn das tun wir alle, sondern dass wir „ans Kreuz unserer Fiktionen geschlagen sind“ (Adler, 1912, S. 74 f.). Sie besteht darin, dass die fiktive Grundlage der Neurose nicht erkannt wird, sondern die Fiktionen „wörtlich“, „essentialistisch“ genommen werden. „Der ‚Irrtum‘ des Neurotikers wäre der Irrtum des Essentialismus“ (Bruder, 1996, S. 316).

In Adlers Annahme einer fiktiven Grundlage neurotischer Minderwertigkeitsgefühle, können wir eine konstruktivistische Lesart erkennen und in ihr sieht auch Adler, wie in den geschilderten Ansätzen konstruktivistisch orientierter Psychotherapie, die „Hauptchance einer Heilungsmöglichkeit“ (Adler, 1912, S. 71). Die Zerstörung des

Orientierungsversuchs an einem fiktiven Lebensplan und die Abschwächung des Minderwertigkeitsgefühls sind die Aufgaben, die Adler dem Psychologen dafür stellt (vgl. Adler, 1912, S. 74).

In einem konstruktivistischen Zusammenhang kann diese Zerstörung des Orientierungsversuchs als Dekonstruktion gesehen werden (vgl. Kapitel 4.3.), wenn damit nicht die Auflösung der Fiktionen selbst, sondern nur die Fixierung, das Haften an diesen gemeint ist. Was nach der Auflösung der Fesseln der Fiktionen zum Vorschein kommt ist keine wieder gefundene „Wahrheit“ des Subjekts, sondern es ist eine neue Beweglichkeit des Subjekts gegenüber seiner Fiktionen.

Die Zerstörung der Fixierung ist notwendig für den Aufbau eines neuen „Lebensplans“ Das bedeutet, das „Wörtlichnehmen“ der Fiktionen muss „entwörtlicht“(Dekonstruktion) werden, um eine neue Erzählung/Fiktion zu konstruieren. Wieder eine Fiktion, „aber eine, an die das Individuum nicht mehr festgenagelt, sondern mit der es spielen kann“ (Bruder, 1998, S. 258).

In der Abschwächung des Minderwertigkeitsgefühls des Patienten und in der Unterstützung beim Aufbau seiner neuen Fiktion liegt die Aufgabe des Therapeuten.

5. 2. 2. 2. Die „Gegenfiktion“

Die „Gegenfiktion“, als dritte Fiktion, ist ebenfalls aus der Beziehung zum Anderen erzwungen, aus der Perspektive auf den Anderen (vgl. Bruder, 2003, S. 2494). Die „Gegenfiktion“²² nennt Adler auch Sicherungskoeffizient der leitenden Fiktion zur Persönlichkeitserhöhung, des Machtstrebens, weil sie ihr „Rücksichten aufzwingt“ und so die Allgemeingültigkeit des Denkens und Handelns sichert und leitet. Denn „die Fiktion der Überwältigung anderer kann nur benützt werden, in Rechnung kommen, wenn sie die Anknüpfung an Beziehungen nicht von vorneherein stört. Und so muß sie frühzeitig unkenntlich gemacht werden“ (Adler, 1912, S. 82). Das heißt, die Formel des „männlichen Protests“ – „Ich muß so handeln, daß ich letzten Endes Herr der Situation bin“ (ebd. 124) – kann nicht offen gezeigt werden. Das

²² 1919 fügt Adler hier das „Gemeinschaftsgefühl“ als stets anwesende und korrigierende Kraft hinzu.

Streben nach Überlegenheit, nach Beherrschung der Situation, muss vertuscht werden, durch eine Gegenfiktion maskiert werden. „Es gehört zu den Triumphen des menschlichen Witzes [...] der leitenden Machtidee zum Durchbruch zu verhelfen, durch Bescheidenheit zu glänzen, durch Demut und Unterwerfung zu siegen, durch die eigenen Tugenden andere zu demütigen, [...] sich klein zu machen, um groß zu erscheinen“ (Adler, 1912, S. 83). „Wiederum geht es darum, so zu tun ‚als ob‘²³“ (Bruder, 2003, S. 2494). Ein harmonisches Gleichgewicht zwischen den beiden Fiktionen zeichnet psychische Gesundheit aus.

An der dritten Fiktion erkennen wir den Charakter der Fiktion als Lüge und Täuschung, der auch den anderen Fiktionen innewohnt. Denn: „nichts [wird] mit solcher Heimlichkeit ins Werk gesetzt wie die Errichtung des Persönlichkeitsideals“ (Adler, 1912, S. 82).

Aber wir versuchen mit unseren Fiktionen nicht nur die Anderen zu täuschen, sondern, aus psychoanalytischer Sicht, unterliegen wir selbst unseren Täuschungen, weil wir nicht wissen, dass es Täuschungen sind. In der Dimension der Täuschung, der Verkennung begegnen wir den Anderen und uns selbst (vgl. Bruder, 1998, S. 249).

Im psychoanalytischen Diskurs sind also unsere Fiktionen (Konstruktionen), mit Hilfe derer wir uns in unseren Wirklichkeiten orientieren, in der Dimension der Täuschung, der Verkennung situiert. Auch die Sprache, mit der wir unsere „Selbsterzählungen“ erschaffen, ja letztlich unsere Modelle der Welt entwerfen, bewegt sich nur in dieser Dimension.

Es gibt die Dimension der Täuschung, Verkennung und Lüge, weil es aus psychoanalytischer Sicht etwas gibt, worüber wir uns und andere täuschen – *eine verborgene „Wahrheit des Subjekts“*. Dadurch kann sich auch das Sprechen nicht nur auf einer Ebene entfalten, sondern es gibt immer eine zweite, mit dieser „Wahrheit“ verbundene unzugängliche Ebene. In dieser Dimension erzählt auch der Analysand die Geschichte seines Lebens. „Er täuscht uns und damit zugleich sich selbst. Die – doppelte – Täuschung besteht in dem, was nicht in die Erzählung dieser Geschichte gebracht wird, was nicht ins Sprechen gelangt“ (Bruder, 2003, S. 2491).

²³ Bruder weist hier drauf hin, dass Adler bei der Entwicklung seiner Theorie des Fiktionalismus auf die „Philosophie des Als-Ob“ von Hans Vaihinger, zuerst erschienen 1911, Bezug nimmt.

Wir sind „verschieden“ von dem, was wir sagen (Lacan, 1953–54, S. 248). Wir sind verschieden von dem, was wir sagen, weil es ein „Jenseits“ des Sprechens gibt – das Unbewusste.

6. Das Unbewusste

Das Konzept des Unbewussten als „Grundvoraussetzung der Psychoanalyse“ (Freud, 1923, S. 239) und Kern des psychoanalytischen Diskurses (vgl. Bruder, 2003, S. 2484) soll im folgenden Abschnitt der Arbeit betrachtet werden und unter Bezugnahme der dargestellten konstruktivistischen Ansätze diskutiert werden.

In einer essentialistischen Fassung des Unbewussten, als „pathogener Kern“ (Freud), der das Subjekt nicht „Herr im eigenen Haus“ sein lässt (vgl. Freud, 1917, S. 11), scheint das Konzept des Unbewussten der konstruktivistischen Betrachtungsweise der Psychoanalyse eine Grenze zu setzen bzw. scheint mit der Annahme eines Unbewussten als psychischer Instanz, die unser Denken und Handeln (gegen unseren bewussten Willen) bestimmt, dem Konstruktivismus mit seinen Konzepten der Selbstorganisation und Selbstnarration sowie der konstruktivistischen Therapie eine Grenze gesetzt zu sein.

Wie der Konstruktivismus uns aufzuzeigen versucht, dass das Subjekt nicht von seiner Weise der Welt- und Selbsterzeugung (vgl. Goodmann, 1978) zu trennen ist und unsere Wahrnehmungsprozesse keine „an sich existierende Welt“ abbilden,

so mahnt die Psychoanalyse, die Bewußtseinswahrnehmung nicht an die Stelle des unbewußten psychischen Vorgangs zu setzen, welcher ihr Objekt ist. Wie das Physische, so braucht auch das Psychische nicht in Wirklichkeit so zu sein, wie es uns erscheint. Wir werden uns [...] auf die Erfahrung vorbereiten, daß die Korrektur der inneren Wahrnehmung nicht ebenso große Schwierigkeit bietet wie die der äußeren, daß das innere Objekt minder unerkennbar ist als die Außenwelt. (Freud, 1915, S. 270)

Bei Freud finden wir Selbsterkenntnis nicht als Prozess der Selbsterschaffung, sondern Selbsterkenntnis kann man nur gewinnen, wenn man dem Ich dieses verborgene „innere Objekt“, das „Unbewusste“ enthüllt.

Durch die Annahme eines „Unbewussten“ ist uns nicht eine Grenze bei der Wahrnehmung der Welt, der Beobachtung und Beschreibung von Anderen durch unsere Selbstorganisation und Selbstreferentialität gesetzt (vgl. Kapitel 2.1.; 2.2.), sondern die Grenze des Nichtbeobachtbaren, Nichtabbildbaren ist in uns selbst als Kern unseres Wesens situiert. Unsere Selbstnarration ist nicht die (ganze) Geschichte unseres Lebens, die uns im Moment des Erzählens

konstituiert, sondern die „wahre“ Geschichte ist in diesem Nichtbeobachtbaren zu suchen. Das „Unbewusste“ hebt den Konstruktivismus der Narration nicht auf, aber es verweist diese auf die Ebene des Fiktionalen, der Verleugnung und Verdrängung (vgl. Bruder, 1998, S. 246).

Eine konstruktivistische Auffassung und Lesart der Psychoanalyse scheint hier nicht mehr möglich.

Es gibt aber dennoch die Möglichkeit von einem „Unbewussten“ auszugehen, ohne Zuflucht im Essentialismus suchen zu müssen. Rücken wir (erneut) das Sprechen ins Zentrum der Psychoanalyse und folgen damit Lacan, der das Sprechen als einziges Medium der Psychoanalyse ansah (vgl. Lacan, 1953) und „die Psychoanalyse in ein völlig neues Licht gestellt, indem er eine Lektüre von *Freuds* Schriften aus konstruktivistischer Perspektive vorgenommen hat“ (Bruder, 1998, S. 245, Herv. i. Org.), dann kann auch das „Unbewusste“ für eine konstruktivistische Perspektive geöffnet werden.

Doch zunächst werde ich mich dem „Unbewussten“ bei Freud zuwenden. Dabei beziehe ich mich vor allem auf die „Ursprungskonzeption“ (vgl. Gödde, 2005) des Unbewussten in der „Traumdeutung“ (1900) und auf die Konzeption in Freuds Abhandlungen „Die Verdrängung“ (1915) und „Das Unbewusste“ (1915)²⁴.

Auf dem Hintergrund der Darstellung dieser „Ursprungskonzeption“ soll dann eine „Neuschreibung“ des Unbewussten mit Lacan vorgenommen werden.

Bei meiner Darstellung der freudschen Konzeption des Unbewussten, lasse ich, unter Beschränkung auf die oben genannten Abhandlungen, außer Acht, dass das Unbewusste als „Grundbegriff“ innerhalb der freudschen Theorie im Zusammenhang mit inhaltlichen Veränderungen seiner Metapsychologie einen Wandel durchlaufen hat. Eine Nachzeichnung dieses Wandlungsprozesses sowie eine detaillierte Darlegung des Begriffes des Unbewussten bei Freud beanspruche ich für die folgende Darstellung jedoch auch nicht, denn dieses scheint mir für das

²⁴ In der Traumdeutung wird das Unbewusste erstmals als ein wissenschaftlicher Grundbegriff vorgestellt. Die Konzeption in „Das Unbewusste“ steht in Verbindung zu dieser Anfangskonzeption und ist „im ganzen ein Fortschritt“ (Freud, 1915, S. 212).

Die Annahme eines Unbewussten war auch vor Freud schon Gegenstand philosophischer Theorien und Diskussionen. Siehe dazu bspw.: Gödde, G. (1999): *Traditionslinien des „Unbewußten“*. Schopenhauer, Nietzsche, Freud. Tübingen: edition diskord; Ellenberg, H. F. (1970): *Die Entdeckung des Unbewußten*. Zürich: Diogenes 1985.

Vorhaben, das (essentialistische) Unbewusste für eine konstruktivistische Lesart zu öffnen, nicht notwendig zu sein.²⁵ Hier soll es vor allem darum gehen, das „Unbewusste“ in seiner ursprünglichen (essentialistischen) Fassung als psychische Instanz und somit als Grenze einer konstruktivistischen Betrachtung darzustellen, um diese Grenze dann wiederum konstruktivistisch aufzulösen.

6. 1. Die Konzeption des Unbewussten innerhalb einer „Topographie des Psychischen“

Im VII. Kapitel der Traumdeutung entwickelt Freud eine „Topographie“ des Psychischen²⁶, eine Konzeption des psychischen Apparats, in dem wir das Unbewusste erstmals als eine psychische „Lokalität“ vorfinden und seine Arbeitsweisen innerhalb einer „Verdrängungsdynamik“ deutlich werden. Die Theorie der Verdrängung als Theorie des „Kräftespiels im menschlichen Seelenleben“ wurde zum Kernstück der psychoanalytischen Theorie Freuds und des Zugangs zum Unbewussten (vgl. Bruder, 1991, S. 336).

Diese erste „Topographie“ des Psychischen geht von einer Vorstellung des psychischen Apparats aus, ähnlich einem zusammengesetzten Mikroskop oder einem photographischen Apparat: „Die psychische Lokalität entspricht dann einem Ort innerhalb eines Apparates, an dem eine der Vorstufen des Bildes zustande kommt“ (Freud, 1900, S. 541). Der psychische Apparat ist also gleich den optischen Systemen zusammengesetzt, die hintereinander angeordnet sind und an deren sensiblen Ende das Wahrnehmungssystem, an deren anderen Ende die Motorik lokalisiert sind.

²⁵ Zur Wandlung des Unbewussten bei Freud siehe: Gödde, G. (2005). Freuds „Entdeckung“ des Unbewussten und die Wandlung in seiner Auffassung. In: Buchholz, M. & Gödde G. (Hrg.) *Macht und Dynamik des Unbewussten. Auseinandersetzung in Philosophie, Medizin und Psychoanalyse*. Bd.1 (S. 325-360). Gießen: Psychosozialverlag.

²⁶ Mit der „Absicht, eine naturwissenschaftliche Psychologie zu liefern, das heißt, psychische Vorgänge darzustellen als quantitativ bestimmte Zustände aufzeigbarer materieller Teile[und sie] damit anschaulich und widerspruchsfrei zu machen“(Freud, 1895, S. 387), hatte Freud bereits im „*Entwurf einer Psychologie*“ einen psychischen Apparat konzipiert. Im *Entwurf* versucht Freud zwar noch psychische Vorgänge in die Sprache der vorherrschenden (physiko-physiologische) Naturwissenschaften zu transkribieren, dennoch kann man in dieser Konzeption bereits die Grundzüge der „Topographie“ der Traumdeutung erkennen.

Den psychischen „Lokalitäten“ ordnet Freud dann die psychischen Systeme des Bewussten, Vorbewussten und Unbewussten zu, die jeweils spezifische Funktionen und Arbeitsweisen besitzen.

Der Inhalte des System *Ubw* (das Unbewusste) besteht aus Wunschregungen, die mit dem Bewusstsein unvereinbar und deshalb verdrängt worden sind. In der Abhandlung „Das Unbewusste“, nach der Einführung der Triebtheorie, bestimmt Freud diese Wunschregungen näher als „Triebrepräsentanzen“²⁷ (vgl. Freud, 1915, S. 285). Diese abgewehrten Inhalte, die das „Verdrängte“ ausmachen, sind weiterhin wirksam und „jederzeit bereit, sich Ausdruck zu verschaffen, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet“ (Freud, 1900, S. 543). Sie sind „unzerstörbar“. Es gibt für sie keine „andere Art der Vernichtung als für die Schatten der odysseischen Unterwelt, die zum neuen Leben erwachen, sobald sie Blut getrunken haben“ (Freud, 1900, S. 543). Die Inhalte bilden ein „dynamisches Kraftzentrum“, dessen Wirkungen nur in verstellter Form im Bewusstsein in Erscheinung treten.

Diese Entstellungen sind die Folgen einer „psychischen Zensur“, die an der Grenze des Systems *Vbw* (das Vorbewusste) „ihres Amtes waltet“ (Freud, 1915, S. 272) und darüber wacht, dass nur die Inhalte bewusst werden, die den moralischen Ansprüchen der Person entsprechen (vgl. Freud, 1900, S. 531). Die Arbeitsweise der Zensur nennt Freud Verdrängung und versteht darunter alle Abwehrtätigkeiten die diese „kritische Instanz“ vornimmt, damit die Inhalte des Unbewussten nicht ins Bewusstsein gelangen. Das, was eigentlich ausgedrückt werden möchte, kann sich immer nur in veränderter, abgeschwächter Form Ausdruck verschaffen. Freud vergleicht diese Situation anschaulich mit der eines Journalisten, der mit einer amtlichen Zensur zu kämpfen hat:

Nehmen Sie irgendeine politische Zeitung zur Hand, Sie werden finden, daß von Stelle zu Stelle der Text weggeblieben ist und an seiner Statt die Weiße des Papiers schimmert. Sie wissen, das ist das Werk der Zeitungszensur. An diesen leer gewordenen Stellen stand etwas, was der hohen Zensurbehörde missliebiger war, und darum wurde es entfernt. [...] es ist wohl das

²⁷ Der Trieb hat seine Quelle im Somatischen, seine Äußerung aber kann nach Freud nur eine psychische sein. „Ein Trieb kann nie Objekt des Bewusstseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert. Er kann aber auch im Unbewussten nicht anders als durch die Vorstellung repräsentiert sein. Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften [...], so könnten wir nichts von ihm wissen“ (Freud, 1915, S. 275) Als Triebrepräsentanz bezeichnet Freud also die Vorstellung, an die sich der Trieb heftet.

Interessanteste gewesen, es war >die beste Stelle<. Andere Male hat die Zensur nicht auf den fertigen Satz gewirkt. Der Autor hat vorhergesehen, welche Stellen die Beanständigung durch die Zensur zu erwarten haben, und hat sie darum vorbeugend gemildert, [...] Dann hat auch das Blatt keine leere Stellen, aber aus gewissen Umschweifen und Dunkelheiten des Ausdrucks werden Sie die im vorhinein geübte Rücksicht auf die Zensur erraten können. (Freud, 1916–17, S. 139)

Die Arbeitsweise der Zensur hindert die Triebrepräsenz jedoch nicht daran, „im Unbewussten fortzubestehen, sich weiter zu organisieren, Abkömmlinge zu bilden und Verbindungen anzuknüpfen. Die Verdrängung stört wirklich nur die Beziehung zu einem psychischen System, dem des Bewußten“ (Freud, 1913, S. 251). Die Verdrängung beruht also auf einem Antagonismus zwischen Vorbewusstem und Unbewusstem.

Außer dem beschriebenen, über das Vorbewusste und die Zensur verlaufenden Zugang zum Bewusstsein, beschreibt Freud noch weitere Wege des Unbewussten sich im Bewusstsein Gehör zu verschaffen. Sie dienen ihm gleichzeitig als Beweis für die Existenz eines Unbewussten. „Sie [die Annahme eines Unbewussten; L.S.] ist notwendig, weil die Daten des Bewußtseins in hohem Grade lückenhaft sind; sowohl bei Gesunden als bei Kranken kommen häufig psychische Akte vor, welche zu ihrer Erklärung andere Akte voraussetzen, für die aber das Bewußtsein nicht zeugt“ (Freud, 1915, S. 265). Diese psychischen Akte äußern sich in Form von:

1. *Träumen*: Während des Schlafes ist die Zensur gelockert, so dass die sonst verdrängten Elemente aus dem Unbewussten in Gestalt eines Traumes Zugang zum Bewusstsein finden. Der Traum ist „ein Uneigentliches, [...] ein Ersatz für etwas, wovon das Wissen im Träumer vorhanden, aber ihm unzugänglich ist“ (Freud, 1916–17, S. 112). Freud unterscheidet zwischen manifestem Trauminhalt und latentem Traumgedanken. Der erste Begriff steht für den Inhalt des Traums, wie er dem Patienten erschienen ist und wie er ihn in der Traumerzählung wiedergibt. Die Traumgedanken dagegen entsprechen dem hinter der Traumerzählung Verborgenen, das es durch die analytische Technik der Traumdeutung zu erschließen gilt. „Traumgedanken und Trauminhalt liegen vor uns wie zwei Darstellungen desselben Inhaltes in zwei verschiedenen Sprachen, oder besser gesagt, der Trauminhalt erscheint

uns als eine Übertragung der Traumgedanken in eine andere Ausdrucksweise, deren Zeichen und Fügungsgesetze wir durch die Vergleichung von Original und Übersetzung kennen lernen sollen“ (Freud, 1900, S. 284)

2. *Witzen*: Durch die „Technik des Witzes ist es möglich, vorübergehend die Verdrängung einer bestimmte Wunschregung aufzuheben und in Form eines Witzes dem Bewusstsein zugänglich zu machen. Das bedeutet, durch die Technik des Witzes gelingt eine partielle „Entladung“ unbewusster Wunschregungen und Neigungen, die sonst verdrängt sind. Die aus dieser Befriedigung entstehende Lust, macht für Freud den Hauptteil des Genusses bei einem Witz aus.²⁸
3. *Fehlleistungen*: Diese „gewöhnlichen, alltäglichen Missgeschicke“ wie Versprechen, Verlesen, Verhören, Vergessen, Verlieren etc. entstehen durch ein teilweises Versagen der Zensur (vgl. Freud, 1916–17). Dadurch kann ein unbewusster psychischer Prozess in den jeweils beabsichtigten Handlungsablauf eingreifen und diesen stören. Das Ergebnis entspricht dann nicht der Verwirklichung der ursprünglichen Absicht, sondern ist oft ein scheinbar sinnloses Produkt.²⁹
4. *Symptomen*: Ist die Macht der Zensur, unliebsame Wünsche zurückzudrängen, zu schwach oder die Gewalt dieser Wünsche zu heftig, brechen diese ohne Einverständnis der Zensur durch und erzwingen sich den Zugang zum Bewusstsein. Die Arbeit der Zensur beschränkt sich dann darauf, die ursprünglichen Wünsche so weit als irgend möglich zu entstellen, so dass die resultierenden Symptombildungen dem Betroffenen nicht mehr als Ausdruck seiner Wünsche imponieren. Das Symptom „erfüllt die Bedingung, daß es dem Wunschziel der Triebregungen ebenso sehr Ausdruck gibt wie dem Abwehr- oder Strafbestreben des Systems *Bw*; es wird also übersetzt [...]“ (Freud, 1915b, S. 284, Herv. i. Org.)

²⁸ Zum Witz siehe auch Freud (1905): „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ (GW. VI)

²⁹ Zur Fehlleistung siehe auch Freuds ausführliche Abhandlung in: „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ (1901, GW. V)

Im Gegensatz zum Unbewussten enthält das Vorbewusste prinzipiell bewussteinfähige seelische Inhalte. „Im System *Vbw* herrscht der Sekundärvorgang“ (Freud, 1915b, S. 286). Dieser entwickelt sich erst im Laufe des Kindesalters, in der Auseinandersetzung mit der „Realität des Lebens“. Der „Sekundärprozess“ versetzt den Menschen in die Lage, realistische Urteile über sich und seine Umgebung zu fällen und seine Wunschregungen nicht mehr unmittelbar, gemäß dem Primärprozess³⁰ abzuführen, sondern sie aufzuschieben. Diese Ablösung des „primärprozesshaften Wünschens“ durch den Sekundärvorgang geschieht aber nicht freiwillig, sondern durch die „Not des Lebens“ mit der Konsequenz, dass „all die komplizierte Denktätigkeit aber, welche sich vom Erinnerungsbild bis zur Herstellung der Wahrnehmungsidentität durch die Außenwelt fortspinnt, [...] doch nur einen durch die Erfahrung notwendig gewordenen Umweg zur Wunscherfüllung dar[stellt; L.S.]“ (Freud, 1900, S.572)

Das System *Bw* (das Bewusstsein) liegt an der Oberfläche des psychischen Apparats und kann sowohl äußere als auch innere Reize aufnehmen. Es steuert die willkürlichen Bewegungsabläufe und nimmt wahr, was außerhalb und innerhalb des Organismus vor sich geht.

Freud ordnet dem „Unbewussten“ nicht nur einen bestimmten „psychischen Ort“ innerhalb seiner Konzeption des psychischen Apparats zu, sondern stattet dieses auch mit besonderen Eigenschaften und Funktionsweisen aus. Diese zeichnen den „Charakter“ des Unbewussten aus und unterscheiden es deutlich von den Systemen *Vbw* und *Bw*.

Die Eigenschaften und Funktionsweisen folgen einer eigenen Logik, die für das „Bewusstsein befremdlich“ ist und unverständlich bleibt.

Bei der folgenden Darstellung dieser „Eigenarten“ des Unbewussten soll diese Unterschiedlichkeit und somit die „Eigenständigkeit“ und Lenkungskraft gegenüber dem „Bewusstsein“, die dieses psychische System bei Freud besitzt, deutlich werden.

³⁰ Der Primärprozess stellt eine Funktion innerhalb des psychischen Apparats dar, die auf das zeitliche Auftreten dieser Funktionsweise Bezug nimmt: in der frühen Kindheit zuerst auftretend, während der Sekundärprozess erst in der Auseinandersetzung des Kindes mit der Realität hinzukommt (vgl. Freud, 1900, S. 576 ff). Ich werde auf den Primärprozess als Funktionsweise des Unbewussten in Abschnitt 6.2. zurückkommen.

6. 2. Die besonderen Eigenschaften und Funktionsweisen des Unbewussten

Das Unbewusste zeichnet sich vor allem durch seine spezifischen Vorgänge und die besonderen Eigenschaften seiner Inhalte aus, die sich zutiefst von den rationalen Strukturierungen der Systeme *Vbw* und *Bw* unterscheiden.

Der Kern des Unbewussten, die Triebrepräsenzen, bestehen unbeeinflusst nebeneinander, sie sind *widerspruchslos*. Das bedeutet, dass „wenn zwei Wunschregungen gleichzeitig aktiviert werden, deren Ziele uns unvereinbar erscheinen müssen, so ziehen sich die beiden Regungen nicht etwa voneinander ab [...], sondern sie treten zu einer Bildung eines mittleren Zieles, eines Kompromisses, zusammen“ (Freud, 1915b, S. 285).

Die Vorgänge des Unbewussten sind *zeitlos*. Es gibt keine Vergangenheit und Zukunft. Solche „Zeitbeziehungen“ sind „an die Arbeit des *Bw*-System geknüpft“ (Freud, 1915b, S. 286)³¹. Die Konsequenz der Zeitlosigkeit des Unbewussten ist, dass seine Inhalte unzerstörbar sind. Sie sind „ein für allemal gebahnte Wege, die nie veröden und den Erregungsvorgang immer wieder zur Abfuhr leiten, so oft die unbewußten Erregungen sie wiederbesetzen“ (Freud, 1900, S. 609).

Ebenso wenig wie die Zeit „kennen die *Ubw*-Vorgänge eine Rücksicht auf die Realität. Sie sind dem Lustprinzip unterworfen“ (Freud, 1915b, S.286). Das Lustprinzip bleibt für das Unbewusste als Versuch der „Ersetzung der äußeren Realität durch die psychische“ das gesamte Leben über bestimmend.

Alle Produktionen des Unbewussten unterliegen der Funktionsweise des bereits erwähnten Primärprozesses. Inhaltlich zeichnet sich dieser vor allem durch solche, dem bewussten Denken befremdlichen Mechanismen wie die der *Verschiebung* und der *Verdichtung* aus; sie erlauben ihm jedoch gerade dadurch, seine Intentionen trotz der „Zensur“ im Bewusstsein zu erreichen.

Die Verschiebung bezeichnet die Ersetzung einer Vorstellung durch eine andere, die mit ihr assoziativ verknüpft ist. Im Gegensatz zu der eigentlichen Vorstellung erscheint diese für das Bewusstsein harmlos und nebensächlich.

³¹ Diese Eigenheit des Unbewussten lässt sich besonders am nächtlichen Träumen zeigen, der die Erfüllung seiner Wünsche ohne Umwege über die Realität, durch Halluzination in der Phantasie, als erfüllt in die Gegenwart setzt (vgl. Gekle, 1986, S. 202)

Von Verdichtung spricht Freud, wenn sich eine einzige Vorstellung als der Knotenpunkt von mehreren Assoziationsketten erweist und diese eine Vorstellung mehrere andere abdeckt.

Das primärprozesshafte des Unbewussten kann nie vollständig durch den Sekundärprozess des Vorbewussten ersetzt werden und somit auch keine Vorherrschaft über das Psychische erlangen. „Der *Kern unseres Wesens* [bleibt; L.S.] aus unbewussten Wunschregungen bestehend, unfassbar und unhemmbar für das Vorbewusste, dessen Rolle ein für allemal darauf beschränkt wird, den aus dem Unbewussten stammenden Wunschregungen die zweckmäßigsten Wege anzuweisen“ (Freud, 1900, S. 609, Herv. v. L.S.).

6. 3. Die „Wiederbelebung“ des bereits Gesagten

Den Kern unseres Wesens, das „Unbewusste“, finden wir in der Psychoanalyse Freuds also als eine psychische (Macht-)Instanz in uns, der das Subjekt unterworfen ist. Es ist diese Instanz, „die das Subjekt lediglich verleugnet, die sein Denken und Handeln bestimmt, gegen seinen Willen und hinter dem Rücken seines Bewusstseins, die ‚jenseits‘ seines bewussten Willens angesiedelt ist“ und „aus dem Unbewussten wirkt“ (Bruder, 2006, S. 2). Diese Wirkungsweisen und Eigenschaften bringen „Lücken in unsere Bewusstseinsphänomene“, die unerklärbar bleiben.

Demnach wäre „Selbsterkenntnis“ *nicht* „Selbsterschaffung“, nicht die Neuschreibung einer Geschichte des Selbst (vgl. Kapitel 4), sondern „Selbsterkenntnis“ können wir nur durch die Aufklärung des Nichterklärbaren gewinnen. Nicht durch die *Konstruktion* der Selbsterzählung, sondern durch die lückenlose *Rekonstruktion* des Vergangenen.

Darin sieht Freud die Aufgabe der psychoanalytischen Behandlung. Sie soll dazu beitragen „alle Erinnerungslücken der Kranken auszufüllen, seine Amnesie aufzuheben“ (Freud, 1916–17, S. 292). Sie soll den unterbrochenen Zusammenhang einer Lebensgeschichte wiederherstellen.

Die Lücken bzw. die Symptome können nur aufgelöst werden, wenn die Macht des Vergangenen über das Gegenwärtige durch seine Aufklärung gebrochen, bewusst

gemacht wird. Darin liegt der Erfolg der analytischen Behandlung: wenn man am Ende „eine in sich konsequente, verständliche und lückenlose Krankengeschichte überblicken“ (Freud, 1905, S. 175) kann.

Durch die Verdrängungsdynamik unseres Seelenlebens (vgl. Kapitel 6.1.) ist aber „nicht dies Nichtwissen [die Lücken in unseren Lebensgeschichten; L.S.] an sich [...] das pathogene Moment, sondern die Begründung des Nichtwissens in inneren Widerständen, welche das Nichtwissen zuerst hervorgerufen haben und es jetzt noch unterhalten“ (Freud, 1910, S. 123). In der Therapie sollen diese Widerstände vom Analytiker entdeckt werden und dem Analysanden bewusst gemacht und aufgehoben werden.

Der Analytiker kann das Verborgene, die Erinnerungen des Analysanden entdecken, weil die Existenz des Verborgenen für Freud gewiss ist. Die Inhalte des „Unbewussten“ sind „zeitlos“ und „unzerstörbar“ (vgl. Kapitel 6.2) und dadurch unverändert im Kern des Wesens aufbewahrt. Es ist „nur eine Frage der analytischen Technik, ob es gelingen wird, das Verborgene vollständig zum Vorschein zu bringen“ (Freud, 1937, S.396). Der Analytiker ist nicht auf die Erzählung des Analysanden angewiesen, um zu verstehen, sondern auf seine analytische Methode, mit der er seine „Schlüsse aus Erinnerungsbrocken, Assoziationen und aktiven Äußerungen des Analysierten zieht“ (Freud, 1937, S. 397).

Die Methode, die Grundregel (vgl. Kapitel 5.1.), soll Material und Einfälle hervorlocken, welche zur Aufdeckung des Unbewussten hinführen. Durch sie wird der verzerrende Einfluss von „Zensur“ und „Kritik“ ausgeschaltet und das Unbewusste soll zum Sprechen kommen. Das Potential dieses Sprechens liegt nicht in der „différance“ zwischen Erzähltem und (noch) nicht Erzähltem (vgl. Kapitel 4.1.2.), sondern in der „Wiederbelebung“ des bereits Gesagten.

Die „Hauptchance einer Heilungsmöglichkeit“ in der Therapie lag bei Adler „in der fiktiven Grundlage [neurotischer; L.S.] Minderwertigkeitsgefühle“ (Adler, 1912, S. 71). Durch seine Annahme eines fiktiven Charakters seelisch-geistiger Konstruktionen war es Adler möglich, „sich aus Konkretisierungen zu lösen, in denen sowohl Freud wie Jung verhaftet blieben“ (Hillman, 1986, S. 145). Bei ihm

war das „Auflösen der Fesseln der Fiktionen“, das Lösen des Zwangs zum „Wörtlichnehmen“ der Fiktionen, das Lösen des Haftens an ihnen als Aufgabe der Therapie ausreichend gewesen – nicht das Zerstören der Fiktionen und das Aufdecken einer „Wahrheit“ (vgl. Kapitel 5.4.1.) Adler benötigt keinen „Essentialismus“, keinen „Objektivitätscharakter des Konzept Psyche“. Seine theoretischen und therapeutischen Ansätze beanspruchen nicht, ein System überprüfbarer Hypothesen zu sein, sondern ein System von Fiktionen. „Adler war kein Mythenbauer“ (Hillman, 1986, S. 152), „in dieser Hinsicht ist Adler ein Avantgardist des heute so bezeichneten ‚postmodernen Bewusstseins‘“ (ebd. S. 153).

Weil Adler davon ausgeht, dass die Leitung durch Fiktionen das allgemeine Prinzip menschlicher Orientierung ist, kann es in der Therapie nicht darum gehen die Fiktionen des Patienten zu zerstören und eine dahinter liegende „Wahrheit“ zu enthüllen, sondern um die „Entwörtlichung“ der alten Fiktionen, um den Aufbau neuer Fiktionen möglich zu machen. „Das Beste, was die Psychotherapie also tun kann, ist sich auf das Fiktive einzustimmen. [...] Therapie ist dann [...] die Arbeit an der Entkonkretisierung und Freilegung der fiktionalen Qualität der Ziele, auf die jemand sein Streben fixiert hat [...]. Therapie ist dann eine Therapie der Perspektiven“ (Hillman, 1986, S. 147 f.).

Im Gegensatz zum „Fiktionalismus“ Adlers und zur konstruktivistischen Psychotherapie ist für Freud „ontologisch“ existent, was analytisch zu erschließen, zu entdecken ist – das „Unbewusste“, die „Wahrheit des Subjekts“.

Wenn wir das „Unbewusste“ als zentrales Konzept der Psychoanalyse annehmen, so scheint es,

als ob es nur in der verdinglichten Gestalt einer unabhängig vom sprechenden Subjekt existierenden Wesenheit ‚theoriefähig‘ wäre [...]. Nur auf diese Weise scheint es ‚erklärungsmächtig‘: es ‚erklärt‘ scheinbar unabhängig von der bestätigenden Instanz des sich selbst befragenden sprechenden Subjekts, ohne daß dieses anwesend zu sein bräuchte und ohne Rückbindung an dessen Bestätigung (Bruder, 2003, S. 2505).

Eine solche Konzeption würde, wie bereits dargestellt, der konstruktivistischen Theorie und ihrer Auffassung von Psychotherapie diametral entgegenstehen.

Es gibt aber dennoch die Möglichkeit weiterhin von einem „Unbewussten“ auszugehen, ohne damit eine konstruktivistische Position völlig „aufzugeben“. Das „Unbewusste“ kann dadurch in eine konstruktivistische Perspektive aufgenommen werden, in dem man „dieses [mit Lacan; L.S.] als das ‚Nicht-Gesagte‘ bestimmt, und so – als Grenze des Sprechens – auf die Ebene des Sprechens selbst hebt“ (Bruder, 2003, S. 2505).

Dieser Möglichkeit werde ich im letzten Teil dieser Arbeit nachgehen.

Dabei orientiere ich mich an konstruktivistischen Arbeiten innerhalb der Psychoanalyse von Klaus-Jürgen Bruder (siehe dazu insbes. Bruder, 1994; 1996; 1998; 2003a; 2003b; 2004), in denen er u. a. eine Verbindung vom Konstruktivismus zu Lacans Überlegungen der Funktion des Sprechens in der Psychoanalyse herstellt. Der Schwerpunkt des letzten Kapitels liegt in der Betrachtung dieser Funktion des Sprechens bei Lacan und kann nicht als eine umfassende Darstellung der Theorie Lacans verstanden werden. Es ist erneut das Sprechen, das eine Brücke zwischen Konstruktivismus und Psychoanalyse schlagen lässt.

7. Das (nicht-essentialistische) Unbewusste

7. 1. Lacan – Zum Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion

Um die Funktion des Sprechens im analytischen Gespräch zu verstehen und darzustellen, wie sich das Unbewusste in diesem Sprechen auf der Ebene des Sprechens selbst zeigt, erscheint es sinnvoll zunächst in die Theorie Lacans eindringen und sein Verständnis der „Ichbildung“ betrachten. Dies soll Inhalt des folgenden Abschnitts sein.

„Freud [...] zeigt uns, daß es im menschlichen Subjekt etwas gibt, das spricht, [...] das heißt etwas, das, in Kenntnis der Ursache und ohne den Beitrag des Bewußtseins, lügt“ (Lacan, 1953–54, S. 248).

In der Lüge zeigen wir uns als Subjekt. Wir müssen das *sprechende* Subjekt als Subjekt anerkennen „aus dem einfachen Grund, [...] weil es fähig ist zur Lüge“ (Lacan, 1953–54, S. 248). Lügen bedeutet aber nicht nur die Anderen zu belügen, sondern auch sich selbst zu belügen, zu täuschen (vgl. Bruder, 1998, S. 249). Verstrickt in der Dimension der Lüge, ist das „Ich“ auf einer „fiktiven Linie situiert“ (Lacan, 1949, S. 64). Es ist weniger der Funktion des Sich-Erkennens als der Funktion eines fundamentalen Verkennens verhaftet – das „Verkennen“ ist „die fundamentale Funktion des Egos“ (vgl. Lacan, 1953–54, S. 71). In dieser Funktion des Systems, „das sich das menschliche Ich (*moi*) nennt, das heißt der Reihe von Abwehrformen, Verneinungen, Sperrung, Hemmungen und fundamentalen Phantasmen, die dem Subjekt die Richtung weisen und es leiten“ (Lacan, 1953–54, S. 26), sieht Lacan dann auch die „gründliche Absurdität“ des zwischenmenschlichen Verhaltens begründet.

Der Ursprung der Funktion des „Verkennens“ liegt für Lacan bereits im ersten Moment der menschlichen „Ichbildung“ (vgl. Lacan, 1949, S. 61 ff). Indem das Kind in einen Spiegel blickt, entwirft es ein imaginäres Bild von der Gestalt seines Körpers. Dank der Vermittlung seines Leibes durch den Spiegel, antizipiert es eine somatische Einheit und identifiziert sich mit dieser, obwohl seine körperliche Kompetenz in diesem Stadium noch mangelhaft und auf Hilfe von außen angewiesen ist. Der Blick perzipiert die Einheit eines Bildes, die in der „Realität“ noch fehlt, und setzt sie in Beziehung zum eigenen Körper. Dieses „Spiegelstadium“

ist „das ursprüngliche Abenteuer, in dem der Mensch zum erstenmal die Erfahrung macht, dass er sich sieht, sich reflektiert und sich als anders begreift als er ist“ (Lacan, 1953–54, S. 105). Die Folge ist die Setzung eines „Ideal-Ich“, vermittelt durch die Spiegelimago. „Die jubulatorische Aufnahme seines Spiegelbildes durch ein Wesen, das noch eingetaucht ist in motorische Ohnmacht und Abhängigkeit von Pflege, [...] wird von nun an – wie uns scheint – in einer exemplarischen Situation die symbolische Matrix darstellen, an der das Ich (*je*) in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt, bevor es sich objektiviert in der Dialektik der Identifikation mit dem Anderen und bevor ihm die Sprache im Allgemeinen die Funktion eines Subjekts wiedergibt“ (Lacan, 1949, S.64). In der Sprache kann das Ich (*je*) als das „wahre Subjekt“ zum Tragen kommen³². Ich werde darauf zurückkommen.

Das Sich-Selbst-Hervorbringen des „Ich“ aus der Spiegelerfahrung trägt bei Lacan den Charakter des Imaginären³³, es ist der Illusion des Eins-Sein-Wollens mit sich selbst als einem Anderen (*moi*) unterlegen. Das Ich (*moi*) ist Ort imaginären Erkennens, das zugleich Verkennen ist, Bewegung eines Erschließens, das in spiegelverhafteter Geschlossenheit bleibt. Als Ort imaginärer Identifikation sucht es jenen anderen Ort, jenes „je“ zu maskieren in Verbergung und Täuschung.

Der Gefahr des Verlustes der (illusionierten) Einheit der Spiegelerfahrung ausgesetzt, sucht das Subjekt diese Erfahrung der Einheit in der Begegnung mit Anderen zu wiederholen. Das bedeutet, die im Spiegelstadium „erworbene“ Spaltung des Subjekts, in der die Instanz des Ich vom Subjekt geschieden wird, strukturiert die weiteren Auseinandersetzungen des Subjekts mit Objekten und Subjekten. Die Geschichte des Subjekts entwickelt sich so als eine Reihe mehr oder weniger geglückter imaginärer Identifikationen (vgl. Lang, 1993, S. 80).

³² Das deutsche *Ich* kann im französischen mit *je* als Subjekt eines Satzes in direkter Rede und dem Personalpronomen *moi*, das für die Bezeichnung der psychischen Instanz des Ich verwendet wird, wiedergegeben werden. Lacan verwendet beide Begriffe und gibt ihnen eine unterschiedliche Bedeutung. Im beschriebenen Spiegelstadium wird das Menschenkind also in *je* und *moi* gespalten.

³³ Lacan geht von einer grundlegenden Systematik aus, die drei Ordnungen umfasst: Das Imaginäre, das Symbolische und das Reale. Die drei Ordnungen unterscheiden unterschiedliche Bereiche des Psychischen und sind eng miteinander verknüpft: Die Ordnung der Bilder im Imaginären, die Ordnung des Sprechens im Symbolischen und eine Ordnung, welche weder vom Imaginären noch vom Symbolischen erreicht werden kann und dennoch auf die Psyche Einfluss nimmt, das Reale.

Durch die „Geschichte der Verkennung“ ist auch die Ordnung des Sprechens im Symbolischen, „die symbolische Verbindung zwischen den menschlichen Wesen“ (Lacan, 1953–54, S. 181) gespalten, „in einen zugänglichen, anerkannten Teil und in einen unzugänglichen, untersagten Teil“ (Lacan, 1953–54, S. 205). Die Verbergung und Täuschung besteht hier „in dem, was nicht in die Erzählung [...] gebracht wird. Was nicht in Sprache, ins Sprechen gebracht wird“ (Bruder, 1998, S. 250). Und hier können wir uns einer ersten Definition des Unbewussten als dieses „Nicht-Gesprochene“, das „Unsagbare“, bei Lacan nähern: „Das Unbewußte ist der Teil des konkreten Diskurses, [...] der dem Subjekt bei der Wiederherstellung der Kontinuität seines [...] Diskurses nicht zur Verfügung steht“ (Lacan, 1953, S. 97). Es ist „das Kapitel meiner Geschichte, das weiß geblieben ist oder besetzt gehalten wird von einer Lüge. Es ist das zensierte Kapitel“ (ebd. 98).

Diese Definition des Unbewussten als „zensiertes Kapitel“, als das „Unsagbare“, das die „Wahrheit des Subjekts“ eingeschlossen hält, und unsere Geschichte des Lebens nie vollständig lesbar macht, könnte zunächst ebenfalls als eine essentialistische Konzeption des Unbewussten erscheinen.

Eine konstruktivistische Fassung des Unbewussten eröffnet sich aber, wenn wir Lacans Möglichkeit des Ausweges aus dem Zirkel der imaginären Identifikationen, aus der Lüge, die das Kapitel besetzt hält in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Oder konstruktivistisch gesprochen, den Ausweg aus dem Zirkel des Systems des Geglaubten, der Fesseln der Fiktionen (Adler) die die „dominante Erzählung“ konstituieren, fokussieren.

Der Zirkel der (Selbst-)Täuschung und Verkennung ist nicht aus sich heraus aufzubrechen (vgl. Bruder, 1998). Es kann „sich beim Menschen keine imaginäre Regulierung, die tatsächlich wirkungsvoll und vollständig wäre, einstellen [...] außer durch den Eingriff einer anderen Dimension“ (Lacan, 1953–54, S. 182).

Diese andere Dimension, die von außen in den Zirkel eingreifen kann, ist das Sprechen, die „symbolische Beziehung“ (Lacan, 1953–54, S. 181), „die symbolische Funktion, die den mehr oder weniger hohen Grad an Perfektion, von Vollständigkeit, von Näherung, des Imaginären bestimmt“ (ebd.).

Die imaginäre Identifikation schließt ein Sich-(An)erkennen aus, sie verschließt einen Teil unserer Selbsterzählung. Es bedarf der Sprache um diese Relation zu

sprengen. „Denn in Sprache sich einfügen impliziert Verzicht; Verzicht auf ein sich als einzig und einzig setzendes [und somit sich verkennendes; L.S.] Ich“ (Lang, 1993, S. 97).

Im Sprechen wendet sich das Subjekt immer an einen Anderen. „Kein echtes Wort ist nur Wort des Subjekts, wirkt es doch nur, sofern es sich stets auf die Vermittlung eines anderen Subjekts gründen kann“ (Lacan, 1953, S. 353, zit. nach Lang, 1993, S. 97). Das Sprechen schließt „einen Adressaten ein [...] selbst wenn es nur vor sich hin spricht“ (Lacan, 1953, S. 97). Und solange ein Zuhörer da ist, gibt es „kein Sprechen ohne Antwort, selbst wenn es nur auf ein Schweigen trifft“; das Sprechen „appelliert an eine Antwort“ (Lacan, 1953, S. 84 f.), es ist die Antwort des Anderen, die das Subjekt im Sprechen sucht.

Was der Sprechende in der Antwort des Anderen sucht ist die Anerkennung, nicht nur Annerkennung des Gesagten, sondern auch die Anerkennung als Subjekt. „Die entscheidende Rolle [der Antwort; L.S.] besteht nicht nur [...] darin vom Subjekt als Billigung oder Ablehnung seines eigenen Diskurses aufgenommen zu werden, sondern darin, es als Subjekt anzuerkennen oder abzutun“ (Lacan, 1953, S. 144). *In der Anerkennung liegt eine Bedeutung der Funktion des Sprechens in der Analyse.* Deshalb ist es möglich den imaginären Diskurs zu lösen und das „Nicht-Gesagte“ auszusprechen „und umgekehrt bedarf deshalb diese Auflösung [...] des anderen, der das Band der Anerkennung hält“ (Bruder, 1998, S. 251).

Im Folgenden soll nun die Funktion des Sprechens im analytischen Gespräch näher betrachtet werden und wie sich in diesem Sprechen, des einen vor dem Anderen, das Unbewusste als das „Jenseits“ des Sprechens auf der Ebene der Sprache selbst zeigt und entfaltet.

7. 2. Die Funktion des Sprechens im psychoanalytischen Gespräch

Wie bereits dargelegt, ist es die „Grundregel“ der „freien Assoziationen“, die das Sprechen in der Psychoanalyse von jeder anderen Form des Sprechens unterscheidet (siehe Kapitel 5.1.). Durch die „Grundregel“ wird versucht das Sprechen von allen „Vertäuerungen der gesprochenen Beziehungen“ (Lacan, 1953–54, S. 223) zu lösen

und „das Verhältnis der Höflichkeit, des Respekts, des Gehorsams zum anderen, [...] die Vertäuerungen der Konvention mit dem anderen“ (Lacan, 1953–54, S. 224) zu brechen. Von den Fesseln der sozialen Rücksichtnahme, der Verantwortung für das Sprechen und der Einbindung von sozialen Konsequenzen entbunden, beginnt der Sprechende in der „kindlichen Sprache des Erwachsenen“ (Lacan, 1953–54, S. 277) zu sprechen.

Von nun an befindet sich der Analysand „in einer gewissen Beweglichkeit in seiner Beziehung zum Universum der Sprache“ (Lacan, 1953–54, S. 224). Die damit einhergehende Entlastung seiner Beziehung zu Anderen lässt für den Sprechenden „das Bild seines Ich variieren, schillern, oszillieren“ (Lacan, 1953–54, S. 232), es lässt ihn heraustreten aus dem Gestrüpp der Täuschung und öffnet ihm die Möglichkeit für eine andere Sprache.

Aus konstruktivistischer Sicht könnte die „Beweglichkeit der Sprache“ als Infragestellen der Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit der zu „Wahrheiten“ gewordenen Konstruktionen, das Infragestellen des Systems des bisher Geglaubten, verstanden werden (siehe Kapitel 4.3.). Das zu „variieren beginnende Bild des Ich“ wäre dann mit dem Auftauchen „alternativen Wissens“ vergleichbar, durch welches neue, andere Erzählungen möglich werden.

Damit wäre aber das Vorhaben, auch das Konzept des „Unbewussten“ in eine konstruktivistische Betrachtung der Psychoanalyse mit einzubeziehen bzw. in seiner essentialistischen Fassung aufzulösen, noch nicht ganz erfüllt. Wir müssen noch deutlicher auf die Funktion des Sprechens in der Analyse eingehen und auf das, was sich in diesem Sprechen ereignet.

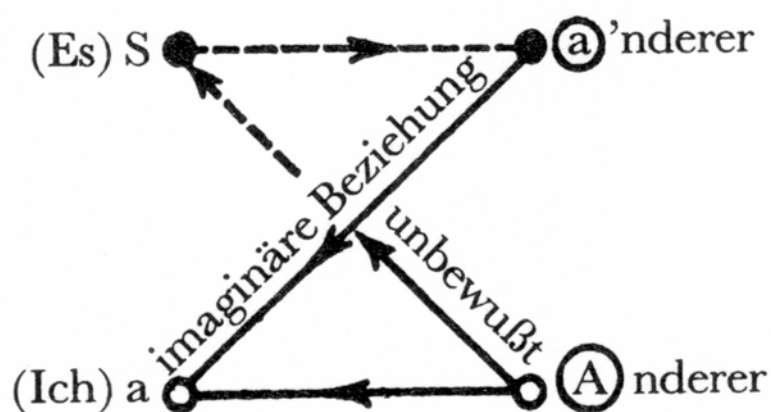
Wenden wir uns also nochmals der „Grundregel“ und dem Sprechen im psychoanalytischen Gespräch zu. Denn wie wir gesehen haben, ist es bei Lacan das Sprechen selbst, das es ermöglicht den Zirkel des Imaginären zu durchbrechen und das „wahre Subjekt“ zum Sprechen bringt.

7.3. Das „Jenseits“ des Sprechens

Im „Symbolischen“, in der Dimension der Sprache kann das „wahre Ich (*je*)“ unter Vermittlung des Anderen zum Sprechen kommen. Aber, wie bereits dargestellt, finden wir bei Lacan auch die symbolische Welt gespalten (siehe Kapitel 7.1.). Um auf das „wahre“ Subjekt zu stoßen, bedarf es der Verhüllung des „Spieles des Imaginären“, denn die Sprache ist immer auch die Rede des Ichs (*moi*).

Die methodische Leitfrage des analytischen Gesprächs lautet deshalb auch bei Lacan: „Wer spricht und zu wem?“ (vgl. Lang, 1986, S.89). Schließen sich Analysand und Analytiker zu einer Rede zusammen, die aus dem Ich-zu-Ich-Verhältnis³⁴, dem Verhältnis des „falschen Objektivismus“ ihre Leitworte bezieht, oder lassen sie sich in jene – die imaginäre Relation transzendierende – Dimension ein, wo nicht mehr nur das Ich (*moi*), sondern „Es“ spricht?

Lacans Schema L³⁵ soll, hier auf das Sprechen in der Analyse übertragen, diese Leitfrage veranschaulichen:



³⁴ Bzw. der Beziehung $a - a'$, siehe Schema L auf S. 82.

³⁵ Lacan, J. (1954–55). Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. *Das Seminar: Buch II*. S. 310 Weinheim und Berlin: Quadriga 1991; vgl. auch ders., Das Seminar über E. A. Poes „Der entwendete Brief“ (1956), in: *Schriften I*, S. 53

a ist das Ich (*moi*) des Subjekts S (Analysand). Es sieht sich in der Position *a* als Ich; und es sieht den Anderen in *a'*. A ist der Ort der „parole essentielle“, des grundlegenden Sprechens, von dem aus das „wahre Ich“ sprechen soll.

„Es sind zwei *andere* zu unterscheiden, [...] ein anderer mit einem großgeschriebenen A, und ein anderer mit einem kleinen *a*, der das Ich ist. Der *Andere*, das ist der, um den's in der Funktion des Sprechens geht“ (Lacan 1954– 55, S. 300).

Wie das Schema zeigt, begegnen sich im analytischen Gespräch nicht zwei „Subjekte“ als zwei Momente; vielmehr ist die Intersubjektivität dergestalt, dass sich in die symbolische Beziehung S (Subjekt) – A (grundlegendes Sprechen), die imaginäre Relation *a – a'*, die die beiden objektivierten Ichs miteinander eingehen, zwischengeschaltet findet (vgl. Lacan, 1955–56, 191). Zwischen dem Wesen des Subjekts S und A kann kein direktes Gespräch geführt werden. Es gibt kein drittes, noch viertes Ohr, das zu einer Transaudition dieser Verbindung dienen könnte (vgl. Lacan, 1953, S. 92) Es bedarf stets des Umweges der imaginären Beziehung um auf das grundlegende Sprechen zu stoßen, welches durch *a* spricht.

Für das therapeutische Gespräch bedeutet das: „Das Subjekt spricht zunächst von sich, es spricht nicht zum Analytiker. Sodann spricht es zum Analytiker, aber es spricht nicht von sich – wenn es von sich, als Subjekt, zum Analytiker gesprochen haben wird, werden wir am Ende d[er] Analyse angelangt sein“ (Lacan 1955–56, S.191). Die „Grundregel“ des analytischen Sprechens soll dem Analysanden dazu verhelfen, als „wahres Subjekt“ zum – ihn als solches anerkennenden – Analytiker zu sprechen.

„Im Inneren der freien Assoziation [...] äußert sich ein Sprechen, das die Wahrheit bringt“ (Lacan, 1953–54, zit. nach Bruder, 1998, S. 253). Es ist dies eine Wahrheit, die wir verkennen, ein Kapitel unserer Selbsterzählungen, „das weiß geblieben ist oder besetzt gehalten wird von einer Lüge“ (Lacan, 1953–54, S. 98). Ausgelassen in unsere Geschichte ist das Kapitel der Niederlagen, Zurückweisungen und Beschämungen (vgl. Bruder, 2003, S. 2497). Aber „Verkennen ist nicht Unwissenheit“ (Lacan, 1953–54, S. 214).

Dieses „Verkennen der Wahrheit“ könnte in einem konstruktivistischen Sinne bedeuten, dass jenes Kapitel, die „Wahrheit des Subjekts“ um die es hier geht, nicht

eine Wahrheit ist, die das Subjekt nicht kennt und ihm enthüllt werden muss, sondern dass die Wahrheit von ihm im Sprechen (an-)erkannt werden muss. Es ist eine Wahrheit, die in der Lüge verkannt wird und im Erkennen auftaucht. „Die Wahrheit taucht immer nur auf. Aber sie taucht auf: das ist unsere Chance“ (Bruder, 1998, S. 255). Es ist der Analysand, der sie auftauchen lässt. Er ist es, der sieht etwas sagt, sich hört und etwas vernimmt, was er bisher nicht gehört hat, während er zum Analytiker spricht.

Dabei tauchen neue Konstruktionen (Fiktionen) auf, denn das Heraustreten aus dem Gewohnten und die Annäherung an etwas noch nicht Gehörtes macht Angst (vgl. Bruder, 2003, S. 2498). In der Angst wendet sich der Sprechende nun in anderer Weise an den Zuhörer. Es ist ein Hinwenden zum anderen Ich (vgl. das Schema auf S. 81), „ein Halteversuch, eine Suche nach Schutz, Anlehnung“ (Bruder, 2003, S. 2498). Diese Hinwendung zum Analytiker als dem anderen Ich ist der Augenblick des „Widerstands“.

Der „Widerstand“ geht bei Lacan „aus der Ohnmacht des Subjekts, den Bereich der Realisierung seiner Wahrheit zu betreten hervor“ (Lacan, 1953–54, S. 68). Er beschreibt ihn als „diejenige Krümmung, die der Diskurs des Subjekts bei der Annäherung an diesen Kern macht“ (Lacan, 1953–54, S. 51), jene Wahrheit des Subjekts. Dieser Äußerung Lacans zur Annäherung an einen Kern scheint, wie bei Freud, eine essentialistische Fassung von der „Wahrheit des Subjekt“ zugrunde zu liegen. Aber worauf es Lacan ankommt, „ist nicht dies, sondern – unter Berufung auf Freud – zu zeigen, daß der ‚Widerstand‘ ‚aus dem Prozeß des Diskurses selbst‘ hervor gehe, aus seiner Annäherung – an das bisher Noch-nicht-Gesagte, des ‚Jenseits‘ des Sprechens“ (Bruder, 1998, S. 255).

In der Beschreibung des „Widerstands“ als Teil bzw. Folge des Diskurses des Subjekts bei der Annäherung an das „Noch-Nicht-Gesagte“ nähern wir uns einer konstruktivistischen Fassung des Unbewussten an.

Deutlich wird eine nicht-essentialistische Fassung dieses „Jenseits“, wenn Lacan schreibt: dieses „Jenseits“ des Sprechens, das sich in Widerständen, Träumen und Symptomen äußert, ist nicht dasjenige, „was die Psychologie im Subjekt sucht, in Gebärden, in sämtlichen emotionalen Korrelaten des Sprechens [...]. Es ist tatsächlich ein Diesseits. Das Jenseits, um das es geht, **ist in der Dimension des**

Sprechens selbst“ (Lacan, 1953 – 54, S. 292, Herv. v. L.S.). Es ist das Sprechen selbst, „das die Wahrheit **macht**.“ Es bewegt sich „sobald es einsetzt, in der Dimension der Wahrheit“ (Lacan, 1953 – 54, S. 325). Hier finden wir eine konstruktivistische Sicht der Wahrheit und des Unbewussten bei Lacan (vgl. auch Bruder, 1998, S. 256).

Mit diesem Verständnis von „Wahrheit“ als sich im Moment des Sprechens und durch das Sprechen des Subjekts selbst erst konzipierend, können wir auch der Zweideutigkeit der Sprache und dem Auftauchen der Wahrheit des Subjekts eine andere Bedeutung zuschreiben. Diese wäre metaphorisch zu verstehen (vgl. Bruder, 1998, S. 256). „Das Sprechen ist da, vor allem, was dahinter ist“ (Lacan, 1953–54, S. 301), deshalb ist es „wesentlich ein Mittel, anerkannt zu werden“ (ebd.) Das, was dahinter ist, ist eine „Wahrheit“, die wir nicht benennen können (wollen), weil unser Sprechen durch gesellschaftliche, soziale und kulturelle Beschränkungen begrenzt ist und durch den Wunsch, von Anderen anerkannt zu werden. Es ist dies eine „Wahrheit“, die wir, mit Adler gesprochen, hinter unseren (Gegen-)Fiktionen zu maskieren versuchen, um Anerkennung zu gewinnen.

Wenn Lacan davon ausgeht, dass es das Sprechen selbst ist, das die „Wahrheit des Subjekts“ macht, so kann auch das Auftauchen der „Wahrheit“ im Sprechen in einem konstruktivistischen Sinn gelesen werden. Es ist das Auftauchen des „Jenseits“ des Sprechens als das „Nicht-Benannte“, das „nur indem es sich formuliert, sich vor dem anderen benennt [...] im vollen Sinn des Begriffs anerkannt“ (Lacan, 1953–54, S. 234) werden kann. Und es ist das Auftauchen des „Jenseits“ des Sprechens als das „Noch-Nicht-Gesagte“ das im psychoanalytischen Gespräch durch die „Grundregel“, durch die Befreiung von den Beschränkungen, denen das Sprechen unterliegt, formulierbar wird. Durch diese „Befreiung“ bedarf es keiner „Gegenfiktion“ mehr.

Es ist die Möglichkeit die bisherige Erzählung des Lebens vor dem *aner kennenden Anderen* zu variieren und die Ereignisse des Lebens in den Kontext neuer und andere Bedeutungen zu stellen (vgl. Kapitel 4).

Die Anerkennung des Analytikers wird verweigert, wenn er dem Analysanden seine „Wahrheit“ (im oben definierten Sinne) enthüllen will und mit einer „mystischen Speisung“ versorgt, in der Überzeugung, er wisse mehr als jener (vgl. Lacan, 1953,

S. 197). Diese Vorstellungen sind Ausdruck des „schlechten Gewissens des Analytikers angesichts des Wunders, das er durch sein Sprechen wirkt“ (Lacan, 1953, S. 151). Auch bei Lacan finden wir den Analytiker also als den „Nicht-Wissenden“, „auch wir [sind; L.S.] unwissend, sofern wir nämlich die symbolische Konstellation, die im Unbewußten des Subjekts ruht, nicht kennen“ (Lacan, 1953–54, S. 81).

Die Aufgabe des Analytikers ist es nicht, den Analysanden zu einem Wissen zu führen (vgl. Lacan, 1953–54, S. 348), sondern „aus der Sprache das Sprechen zu extrahieren“ (Lacan, 1953–54, S. 224), das „volle Sprechen“.

Als „volles Sprechen“ bezeichnet Lacan dasjenige, „das die Wahrheit so visiert, so bildet, wie sie sich in der Anerkennung des einen durch den Anderen herstellt. Das volle Sprechen ist Sprechen, das bewirkt“ (Lacan, 1953–54, S. 140 f.). Im Gegensatz zum „vollen Sprechen“ wird das „leere Sprechen“ von Lacan als dasjenige bezeichnet, das sich in Bezug auf das entfaltet, „was es *hic et nunc* mit seinem Analytiker zu tun gibt, wo sich das Subjekt in den Machinationen des Sprachsystems, in dem Labyrinth der Referenzsysteme verirrt, die ihm die kulturelle Verfassung gibt, an der er mehr oder weniger teilhat“ (Lacan, 1953–54, S. 68). Die adäquate Antwort des Analytikers auf das „leere Sprechen“ ist Schweigen. Das Schweigen ruft den Analysanden aus seiner imaginären Täuschung in jenen Bereich, wo die Sprache „ursprünglicher“ spricht, wo sie noch fragt und nicht schon objektivierend antwortet.

Zwischen diesen beiden Extremen des „leeren“ und des „vollen Sprechens“ bewegt sich das Sprechen in der Analyse – „zwischen den Ebenen der ‚Mitteilung‘ und der ‚Anerkennung‘, zwischen beiden Funktionen von ‚Vermittlung‘ und ‚Enthüllung‘“ (Bruder, 2003, S. 2501).

Das „volle Sprechen“ des Analysanden zu fördern, ihn „in eine dialektische Operation hineinzuziehen“ (Lacan, 1953–54, S. 348), seine Beweglichkeit durch die Lösung der Vertäuerungen des Sprechens wieder herzustellen, ist die Aufgabe des Analytikers.³⁶

³⁶ In der Sprache Adlers würde diese Aufgabe bedeuten: das Sprechen des Analysanden aus seiner Fessel des fiktionalen „Jargons“ zu befreien.

Auch die Deutung des Analytikers leitet sich nicht aus einem theoretischen Wissen ab und soll lediglich dazu dienen, das „volle Sprechen“ zu „verdoppeln“. Im Moment des „leeren Sprechens“ und im Moment des „Widerstands“ wird die Deutung des Analytikers die Zurückwendung zum Anderen verstärken und den Analysanden in seine alten Vertäuerungen der Lüge zurücksetzen. Im Moment des Auftauchens der „Wahrheit des Subjekts“ ist sie unnötig geworden. Nötig ist allein die Anwesenheit des Anderen als Instanz der Anerkennung. Als „Instanz der Anerkennung der (Bemühungen um seine) Wahrheit, als Spiegel, in dem das Subjekt sich erblicken kann, in dem das – wahre – Sprechen sich verdoppelt“ (Bruder, 2003, S. 2501). Es ist der Analysand selbst, der deutet. Der Analytiker hilft dabei nur, indem er das Sprechen begleitet, nicht aber durch sein (theoretisches) Wissen leitet. Die Analytiker spielen eine „Rolle des Aufzeichnens, indem wir die in jedem symbolischen Austausch fundamentale Funktion übernehmen, das zu sammeln, was der Mensch in seiner Authentizität, das bleibende Sprechen nennt (parole qui dure)“ (Lacan, 1953, S. 159).

Je weniger das eigentliche Sprechen des Analysanden gehört wird und je mehr sich das Richtmaß für das Gesagte in das zu „Theorie und Technik erstarrte“ Wissen des Analytikers verlagert, desto mehr gerät das analytische Gespräch in die Nähe von Suggestion und Verkennung und verfestigt neue imaginäre Beziehungen. „Das heißt nichts anderes, als daß der Analytiker jede Fundierung der Arzt-Patient-Beziehung im Wort beseitigt und so dem Patienten nur jenes mitteilen kann, was er entweder bereits an vorgefaßten Meinungen mitbringt oder dank unmittelbarer Eingebung gewonnen hat. Somit teilt er ihm nur solches mit, das der eigenen Ichorganisation sich fügt“ (Lacan, 1953, S. 338).

Die Deutung ist keine Antwort auf das Gesagte, sondern sie soll den Fluss des „vollen“ Sprechens fortsetzen, so dass der Diskurs des Unbewussten in diesem zur Sprache kommt. Nur im Fortsetzen des Sprechens erhalten sie ihre Gültigkeit, denn „das wahre Sprechen enthält seine Antwort bereits“ (Lacan, 1953, S. 155).

7. 3. 1. Die (Re-)Konstruktion der Geschichte des Analysanden im psychoanalytischen Gespräch

Durch die Integration der Antwort des „vollen Sprechens“ in die Geschichte des Analysanden im Prozess des Sprechens selbst, realisiert er seine „Wahrheit“. Deshalb kann sie ihm nicht vom Analytiker „enthüllt“ werden, sondern sie wird in der Analyse, im Sprechen selbst „konstruiert“. Es ist „die Wirkung des vollen Sprechens, *die Kontingenz des Vergangenen neu zu ordnen*“ (Lacan, 1953, S. 95, Herv. v. L.S.).

Diese Neuordnung des Vergangenen bleibt selbst kontingent. Sie ist nicht „wirklicher“, nicht die „Entdeckung“ einer vom Sprechenden unabhängig gültigen Wahrheit, sondern die Konstruktion einer neuen Geschichte. „Die Konfrontation mit der eigenen Kontingenz, das Zurückverfolgen unserer Ursachen zu ihren Ursprüngen der ‚blinden Prägung‘, die sich in allem zeigt, was wir tun, ist kein Entdeckungsprozeß, sondern der Prozeß der Erfindung, und zwar der Erfindung einer neuen Sprache“ (Bruder, 2003, S. 2502).

Durch die „gesprochene Aufnahme der Geschichte“ durch den Analysanden, begibt er sich auf den Weg der Realisierung seiner verkannten „Wahrheit“. „Eben diese Aufnahme seiner Geschichte durch das Subjekt, wie sie im Sprechen konstituiert wird, das sich an den anderen wendet, bildet die Grundlage der [...] Psychoanalyse“ (Lacan, 1953, S. 96).

Im Fluss des „vollen Sprechens“, konstruiert der Analysand seine Geschichte des Lebens. Es ist dies weniger „sich der Geschichte zu erinnern als sie **noch einmal zu schreiben**“ (Lacan, 1953–54, S. 22, Herv. v. L.S.). Diese Geschichte ist auch eine Konstruktion, aber eine, in deren Zwängen das Individuum weniger gefangen ist, eine Geschichte des Lebens, die weniger Leid verursacht.

8. Schlusswort

In einer abschließenden Betrachtung der Arbeit möchte ich hauptsächlich auf die hier vorgenommene Verbindung zwischen Konstruktivismus und Psychoanalyse eingehen, da diese den Schwerpunkt der Arbeit bildet.

Ausgangspunkt einer konstruktivistischen Betrachtungsweise der Psychoanalyse waren zunächst die Grundannahmen des Konstruktivismus, dass wir konstruieren, was wir wahrnehmen, erleben und zu entdecken vermeinen. Wir „entdecken Realität nicht, sondern erfinden sie“ (v. Foerster, 1987, S. 142). Wir stellen unsere Welt und Wirklichkeit selbst her (vgl. Kapitel 1 und 2). Die „Wirklichkeit“, die „objektive Realität“ ist uns nur als „kognitive Konstruktion“ gegeben, „vom erkennenden Subjekt im Rahmen seiner eigenen Erfahrungskategorien und Sinnstrukturen entworfen, konstruiert“ (Stenger & Geißlinger, 1991, S. 250).

Aus diesen Annahmen folgte, dass eine Beurteilung der Psychoanalyse und ihrer theoretischen Begriffe aus einem empiristischen Wissenschaftsverständnis und einem abbildungstheoretischen Wahrheitsbegriff aus konstruktivistischer Perspektive scheitern muss. Denn was eine konstruktivistische Sichtweise für Konsequenzen für die Betrachtung von Wissenschaft hat (vgl. Kapitel 1.2.), gilt auch für die Psychoanalyse. Die Begriffe und Gegenstände der Psychoanalyse werden durch den psychoanalytischen Diskurs selbst konstruiert. „Ihre Beurteilung nach empirischen Maßstäben verkennt, daß diese selbst einer kritischen Überprüfung nicht standhalten“ (Kimmerle, 1997, S. 7).

Diese Auffassung führte uns dazu, die psychoanalytischen Theorien als Beschreibungen und Erzählungen innerhalb des „psychoanalytischen Diskurses“ zu fassen und sie in die Reihe der anderen „großen Erzählungen“ der Wissenschaft, Philosophie, Kunst und Kultur einzureihen (vgl. Kapitel 5).

Die Konsequenz, die aus dieser Sichtweise für die Betrachtung der psychoanalytischen Praxis folgt, sahen wir darin, dass die psychoanalytischen Theorien kein allgemeingültiges Wissen des Analytikers darstellen, sondern ihm nun mehr lediglich als Hilfskonstruktionen dienen können. Es sind Hilfskonstruktionen,

die es ihm erleichtern sollen, die Erzählungen des Analysanden besser zu verstehen.³⁷

Aus der Perspektive der Praxis des psychoanalytischen Gesprächs heraus, können die psychoanalytischen Theorien als Meta-Erzählung des Analytikers über die Erzählung des Analysanden betrachtet werden. Sie dienen als Reflexionshilfe dessen, was sich im Sprechen des einen vor dem Anderen sich ereignet (vgl. Bruder, 2003, S. 2504).

Das Entscheidende für die konstruktivistische Psychotherapie ist dieses Sprechen, die Erzählweise des Klienten, die durch den Wechsel in einen anderen Diskurs verändert werden sollen. In der neuen Erzählweise existiert das Problem, das den Klienten in die Therapie führte, nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt und verschiedene Erzählweisen und Interaktionen werden möglich.

Die Fokussierung der Betrachtung der Psychoanalyse auf dieses Sprechen im psychoanalytischen Gespräch stellte dann schließlich auch den Verknüpfungspunkt zwischen Konstruktivismus und Psychoanalyse in dieser Arbeit dar.

Das therapeutische Gespräch in der Analyse ist ein Selbst-Gespräch, „das wir mit dem Anderen führen und sei es mit dem Anderen in uns [...]. Die Sprache ist Mittel und Medium meines Selbst-Ausdrucks, meiner Bemühung um Selbst-Definition“ (Bruder, 1996, S. 322). Aus konstruktivistischer Sicht ist es die Suche nach neuen Bedeutungen und einer neuen Sprache, die Suche nach einem neuen „Selbst“, in der sich diese Bemühung ausdrückt. Die Aufgabe des Analytikers ist es den Analysanden dabei zu unterstützen eine neue Sprache zu entwickeln und sein Sprechen zu fördern. Nicht er ist es, der über ein Wissen verfügt und nach Erkenntnis sucht, sondern der Analysand (vgl. Kapitel 5.1.).

Aus der Sicht des Konstruktivismus verwirklicht sich diese Suche nach neuen Bedeutungen nicht im Auffinden der richtigen, endgültigen Geschichte, sondern im Erzählen selbst, im Benennen, Formulieren und Konstruieren. In dieser Möglichkeit des Konstruierens seiner Geschichte liegt für den Konstruktivismus die Freiheit des Individuums.

³⁷ Die „Hilfskonstruktionen“ Alfred Adlers, das heißt, seine theoretischen Ansätze innerhalb der Psychoanalyse, ermöglichten uns an dieser Stelle eine Verknüpfung zwischen Konstruktivismus und psychoanalytischer Theorie.

Diese Freiheit des Individuums, seine Geschichte zu konstruieren, ist aber begrenzt durch „die Anderen“ der sozialen Welt, die die neue Geschichte akzeptieren müssen. „Das ist nicht die Grenze des Konstruktivismus, sondern die von Therapie überhaupt“ (Bruder, 1996, S. 322). Es ist somit auch für eine konstruktivistisch orientierte Therapie ungenügend, wenn Analysand und Analytiker eine neue Form der Bedeutung der Selbst-Erzählung aushandeln. Die neue Erzählung kann nicht nur für den Analysanden und Analytiker „passender“ und kohärent erscheinen, sondern entscheidend ist auch, dass sie sich außerhalb der Therapie als nützlich erweist.

Der therapeutische Prozess als Konstruktionsprozess einer neuen Geschichte, soll in einer konstruktivistisch verstandenen Psychoanalyse durch die „Grundregel“ angestoßen werden. Wie wir gesehen haben, ist es in einer konstruktivistischen Betrachtungsweise der Psychoanalyse die Methode der „freien Assoziationen“, die die „Freiheit“ des Konstruierens einer neuen Geschichte unterstützen soll, indem sie auf die Freisetzung des Sprechens von einschränkenden Fesseln zielt.

In einem konstruktivistischen Bezugsrahmen beabsichtigt die „Grundregel“ also die Befreiung des Diskurses des Individuums aus seinen Zwängen und Beschränkungen der Gegenwart und nicht mehr die „Wiederbelebung“ seiner Vergangenheit. Das heißt, die Geschichte des Lebens soll nicht erinnert, sondern neu geschrieben werden. Und somit vollzieht sich die Befreiung des Diskurses des Individuums im Prozess des Sprechens selbst.

Indem das Sprechen in dieser Arbeit ins Zentrum der Betrachtung der Psychoanalyse gerückt wurde, erwies sich auch die zentrale theoretische Kategorie der Psychoanalyse, das „Unbewusste“, nicht als Grenze einer konstruktivistischen Betrachtungsweise der Psychoanalyse.

Das „Unbewusste“ konnte konstruktivistisch gefasst werden, indem wir es (mit den Ansätzen Lacans) als das „(Noch)-Nicht-Gesagte“ definierten, und es so, als Grenze des Sprechens, auf die Ebene des Sprechens selbst hoben.

Lacan hat mit der im Kapitel 7 beschriebenen Konzeption des Unbewussten eine nicht-essentialistische Fassung des Unbewussten vorgeschlagen, die für eine hier vorgenommene Verknüpfung zwischen Konstruktivismus und Psychoanalyse offen ist und uns die Einbeziehung des Unbewussten in diese ermöglichte.

Durch eine konstruktivistische Konzeption des „Unbewussten“, das im Sprechen selbst als das „Nicht-Gesagte“ auftaucht, änderte sich auch die psychoanalytische Sicht auf die verborgene „Hintergrundebene“ des Sprechens. Das, was hinter dem Sprechen ist, könnte nun aus einer konstruktivistischen Sicht als eine „Wahrheit“ verstanden werden, die wir nicht benennen können (wollen). Wir können sie nicht benennen, weil unser Sprechen durch gesellschaftliche, soziale und kulturelle Beschränkungen begrenzt ist und durch das Bestreben, von Anderen anerkannt zu werden.

Was durch eine konstruktivistische Lesart dann in der Analyse zum Sprechen kommt, ist keine verborgene und verschlüsselte „Wahrheit“ des Unbewussten, sondern eine „Wahrheit“, die sich im Sprechen selbst konstituiert und vom Analysanden anerkannt werden muss. Es ist die subjektive „Wahrheit“ des Analysanden und diese „Wahrheit“ kann ihm nicht durch den Analytiker und seine Methode der Deutung entschlüsselt und enthüllt werden. Es ist der Analysand, der seine „Wahrheit“ vor dem anerkennenden Anderen ausspricht und sie im Sprechen als das bisher „Nicht-Gesagte“ (an-)erkennen muss.

Somit sind wir am Ende der „Verknüpfungsarbeit“ wieder bei dem Kerngedanken einer subjektiv konstruierten Wahrheit und Wirklichkeit des einzelnen Individuums angekommen. Der Schlüssel für die Psychotherapie, trotz dieser Geschlossenheit der subjektiven Konstruktionen, wirksam zu sein, liegt in der Anerkennung der Konstruktion des Anderen. In der Anerkennung und in dem Versuch, die leidverursachenden Konstruktionen im Sinne einer gelingenderen Richtung von Lebensentwurf und Lebensbewältigung, in einem gemeinsamen Konstruktionsprozess zu verändern.

Literaturverzeichnis

Adler, A. (1912). *Über den nervösen Charakter*. Frankfurt am Main: Fischer 1972.

Adler, A. (1927). *Menschenkenntnis*. Zürich: Rascher Verlag 5. Aufl.

Adler, A. (1930). *Kindererziehung*: Frankfurt am Main: Fischer 1976.

Adler, A. (1932). *Persönlichkeit als geschlossene Einheit*. Int. Z. Individ.pschol. 10 (S. 241–244) Reprint: 1982 (S. 248–252).

Adler, A. (1933). *Der Sinn des Lebens*. Frankfurt am Main: Fischer 1973.

Alkemeyer, T. (2003). Semiotik und Soziologie. In: In: Posner, Robering & Sebeok (Hrsg.) *Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur*. (Bd. 3, S.2757–2846)Berlin, New York: Walter de Gruyter.

Anderson, H. & Goolishian, H. (1992). The Client ist he Expert: a Not-Knowing Approach to Therapy. . In McNamee und Gergen (Hrsg.) *Therapy as social Construction* (S. 25–40). SAGE Publication.

Ansbacher, H. L. & Ansbacher, R. (1972). *Alfred Adlers Individualpsychologie. Eine systematische Darstellung seiner Lehre in Auszügen aus seinen Schriften*. München/ Basel: 2.Auflage Ernst Reinhard Verlag.

Branke, W. (1998). Adlers Menschenbild im Licht systemtheoretischer und konstruktivistischer Ideen. *Zeitschrift für Individualpsychologie* (Bd. 23, S. 206–224).

Bruder, K.-J. (1991). Zwischen Kant und Freud: Die Institutionalisierung der Psychologie als selbständige Wissenschaft. In: Juttemann, Sonntag & Wulf (Hrsg.). *Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland*. Weinheim: Psychologie verlags Union.

Bruder, K.-J. (1993a). Psychologie und Kultur. In: Hansen (Hrsg). *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*. (S. 149–169). Tübingen: Gunter Narr.

Bruder, K.-J. (1993b). *Subjektivität und Postmoderne. Der Diskurs der Psychologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bruder, K.-J. (1994). Die diskursive Konstruktion des Psychischen. In: Hoefert & Klotter (Hrsg.). *Neue Wege der Psychologie. Eine Wissenschaft in der Veränderung*. (S. 191–206) Heidelberg: Asanger.

Bruder, K.-J. (1996). Die Erfindung der Biographie im therapeutischen Gespräch. Konstruktivistische Grundlagen der individualpsychologischen Theorie. *Zeitschrift für Individualpsychologie* (Bd. 21, S. 313–324).

Bruder, K.-J. (1998). Die Auflösung der Fesseln der Fiktionen im analytischen Sprechen. *Zeitschrift für Individualpsychologie* (Bd. 23, S. 244–259).

Bruder, K.-J. (2003). Semiotik und Psychoanalyse. In: Posner, Robering & Sebeok (Hrsg.) *Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur*. (Bd.3, S.2483–2520)Berlin, New York: Walter de Gruyter.

Bruder, K.-J. (2006). La condition postmoderne- est- ce qu' elle est passé ? Eine Zeidiagnose. <http://www.foucault.de/macht.htm>.

Bruder-Bezzel, A. & Bruder, K.-J. (1988). Das Individuum im kulturellen Diskurs. Reflexion zur Methode. In: Rexilius (Hrsg.). *Psychologie als Gesellschaftswissenschaft*. (S. 172–189). Opladen: westdeutscher Verlag.

Bruder-Bezzel, A. & Bruder, K.-J. (2004). *Kreativität und Determination. Studien zu Nietzsche, Freud und Adler*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Bruner, J. (1986). *Actual Minds, Possible Worlds*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Bruner, J. (1998). Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktion. In Straub, J. (Hrsg.) *Erzählungen, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. (S. 46–81). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eichmann, K. & Mayer, I. (1985). *Kursbuch Psychotherapie*. München/Frankfurt am Main: Weixler.

Ellenberg, H. F. (1970). *Die Entdeckung des Unbewußten*. Zürich: Diogenes, 1985.

Foerster, H. v. (1985). *Sicht und Einsicht : Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie*. Braunschweig: Vieweg, (Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie ; 21).

Foerster, H. v. (1997). *Der Anfang von Himmel und Erde hat keinen Namen: Eine Selbsterschaffung in sieben Tagen*. Wien: Döcker.

Foucault, M. (1972). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer, 2003.

Freud, S. (1900). *Die Traumdeutung*. Reprint: Frankfurt am Main: Fischer 1991.

Freud, S. (1905). Bruchstücke einer Hysterie-Analyse. In: Freud, S. *Gesammelte Werke V*. (S. 161–286) Frankfurt am Main: Fischer 1973.

Freud, S. (1910). Über ‚wilde‘ Psychoanalyse. In: Freud, S. *Gesammelte Werke VIII*. (S. 118-125) Frankfurt am Main: Fischer 1973.

Freud, S. (1915a). Die Verdrängung. In: Freud, S. *Gesammelte Werke X*. (S. 247–261) Frankfurt am Main: Fischer 1973.

Freud, S. (1915b). Das Unbewußte. In: Freud, S. *Gesammelte Werke X*. (S. 265–303) Frankfurt am Main: Fischer 1973.

Freud, S. (1916–17). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Freud, S. *Gesammelte Werke XI*. Frankfurt am Main: Fischer 1973.

Freud, S. (1922). „Psychoanalyse“ und „Libidotheorie“. In: Freud, S. *Gesammelte Werke XIII*. (S. 209–233) Frankfurt am Main: Fischer 1987.

Freud, S. (1926). Die Frage der Laienanalyse. In: Freud, S. *Gesammelte Werke XIV*. (S. 207–286) Frankfurt am Main: Fischer 1987.

Freud, S. (1937). Konstruktionen in der Psychoanalyse. In: Freud, S. Studienausgabe. *Ergänzungsband*. (S. 393–407) Frankfurt am Main: Fischer 1975.

Fröhlich, W. D. (1968). *Wörterbuch Psychologie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2002.

Fruggeri, L. (1992). Therapeutic Process as the social Construction of Change. In McNamee und Gergen (Hrsg.) *Therapy as social Construction* (S. 40–54). SAGE Publication.

Gazzangia & LeDoux. (1978). *The Integrated Mind*. New York: Plenum Ress.

Gekle, H. (1986). *Wunsch und Wirklichkeit: Blochs Philosophie des Noch-Nicht-Bewussten und Freuds Theorie des Unbewußten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gergen, K. J. (2002). *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer.

Glaserfeld, E. v. (1981). Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: Watzlawik, P. (Hrsg.) *Die erfundene Wirklichkeit*. (S. 16–38). München: Piper.

Glaserfeld, E. v. (1985). Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: *Einführung in den Konstruktivismus*. (Bd. 10, S. 1–26). München: Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung.

Glaserfeld, E. v. (1992). *Wissen, Sprache und Wirklichkeit : Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus*. Braunschweig: Vieweg (Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie ; 24).

Goodman, N. (1978). *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.

Gödde, G. (1999). *Traditionslinien des „Unbewußten“: Schopenhauer, Nietzsche, Freud*. Tübingen: edition diskord.

Gödde, G. (2005). Freuds „Entdeckung“ des Unbewussten und die Wandlung in seiner Auffassung. In: Buchholz, M. & Gödde, G. (Hrsg.). *Macht und Dynamik des Unbewussten. Auseinandersetzung in Philosophie, Medizin und Psychoanalyse*. Bd.1 (S. 325–360). Gießen: Psychosozialverlag.

Grossmann, K.P. (2000). *Der Fluss des Erzählens. Narrative Formen der Therapie*. Heidelberg: Carl-Auer-System Verlag.

Hillman, J. (1986). *Die Heilung erfinden. Eine psychotherapeutische Poetik*. Zürich: Schweizer Spiegel Verlag.

Kleeberg-Niepage, A. (2006, August). Rezension zu: Psychologie & Gesellschaftskritik (2005). Heft 3/4 : „Psychologien“. *Forum Qualitative Sozialforschung* [On-line Journal].

Lacan, J. (1949). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949. Deutsch von Peter Stehlin in: Lacan, J. *Schriften I*, S. 61–70. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975.

Lacan, J. (1953). Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. Bericht auf dem Kongreß in Rom am 26. und 27. September 1953. Deutsch von Klaus Laermann in: Lacan, J. *Schriften I*, S. 71–169. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975.

Lacan, J. (1953–54). *Freuds technische Schriften. Das Seminar Buch I*. Deutsch von W. Hamacher: Weinheim: Quadriga 1990.

Lacan, J. (1954–55). *Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. Das Seminar Buch II*. Deutsch von H.-J. Metzger. Weinheim und Berlin : Quadriga 1991.

Lacan, J. (1955–56). *Die Psychosen. Das Seminar Buch III*. Deutsch von M. Turnheim. Weinheim und Berlin: Quadriga 1997.

Laplanche, J. (1991). Deutungen zwischen Determinismus und Hermeneutik. Eine neue Fragestellung. *Psyche* (Bd. 46, 6, S. 467–498).

Lax, William D. (1992). Postmodern Thinking in a Clinical Practice. In McNamee und Gergen (Hrsg.) *Therapy as social Construction*. (S. 69–85). SAGE Publication.

Lyotard, J.-F. (1979). *Das postmoderne Wissen*. Graz/Wien: Böhlau 1986.

Maturana, H. R., & Varela, F. J. (1987). *Der Baum der Erkenntnis*. Bern: Scherz.

Rorty, R. (1981). *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rorty, R. (1989). *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.

Sarbin, T. (1986). *Narrative Psychology. The Storied Nature of Human Conduct*. New York: Praeger special studies • Praeger scientific.

Schafer, R. (1982). *Eine neue Sprache für die Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett – Cotta.

Schafer, R. (1992). *Erzähltes Leben. Narration und Dialog in der Psychoanalyse*. München: Pfeiffer.

Schuster, P. & Springer-Kremser, M. (1997). *Bausteine der Psychoanalyse. Eine Einführung in die Tiefenpsychologie*. WUV-Studienbücher Psychologie Bd.3. Wien: WUV-Univ.-Verlag.

Stangl, W. (1989). *Das neue Paradigma der Psychologie : die Psychologie im Diskurs des radikalen Konstruktivismus*. Braunschweig: Vieweg, (Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie ; 28).

Varela, F. J. (1990). *Kognitionswissenschaft- Kognitionstechnik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

White, M. (1992). Therapie als Dekonstruktion. In: Schweitzer, Retzer & Fischer (Hrsg.). *Systemische Praxis und Postmoderne*. (S.39–64). Frankfurt am Main: Suhrkamp.